Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

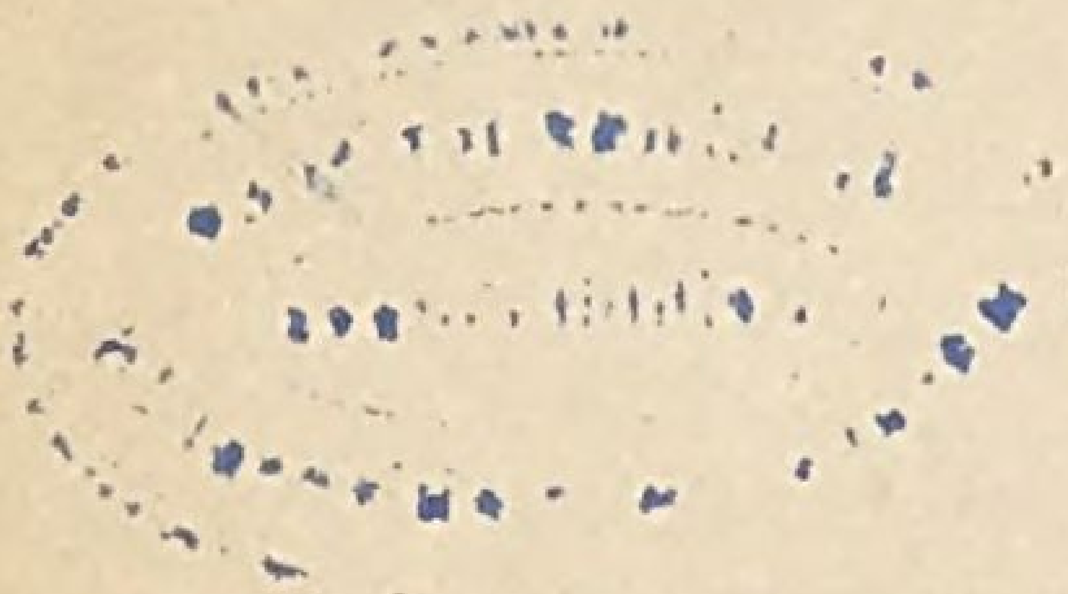
Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Die Hochstapler.

Dritter Band.



Die Hochstapler.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Dritter Band.

Berlin 1887.

Verlag von Otto Janke.

XXXIII.

Mit finsterer, entschlossener Miene war Wolf Valeska die Treppe hinauf zu der Frontispicewohnung gefolgt, die er bisher nur einmal betreten, als er das Haus bezogen.

In dem zu den Zimmern führenden Korridor sah er eine Thür geöffnet; matter Lichtschein drang aus dem Gemach. Auch hier oben noch sättigte der das ganze Haus durchströmende Blumenduft die von unten so heiß heraufdringende Luft. Wie ein dumpfes Tongewirre hallte es unter ihm.

Er stützte sich an die Wand. Das Blut war ihm so ungestüm zum Gehirn gestiegen, ein leichter Schwindel bemächtigte sich seiner. Alles war still hier oben, so unheimlich still.

Minuten bedurfte er, um sich klar zu werden, was er hier wolle, obgleich er es unten gewußt. Er preßte die Hand an die heiße Stirn.

„Sie muß gesehen, gehört haben! Sie wird mir die Wahrheit sagen!“

Entschlossen trat er in die Thür und stand in einem nur von einer Kerze beleuchteten kleinen Empfangszimmer. Ein Taschentuch, ein Fächer lagen auf dem Tisch; am Boden lag ein Handschuh, der heftig von der Hand gerissen sein mußte.

Lauschend stand er da. Eine Thür zur Seite führte in ein Nebengemach. Auch sie stand halb geöffnet; auch aus jenem Zimmer drang nur mattes Licht.

„Sie wird mir sagen!" . . . Wolf schritt durch das Zimmer. Das dumpfe Brausen unter ihm, der weiche Teppich machten seine Tritte unhörbar. Die Wärme im Gemach, der Duft wirkten fast betäubend.

Er pochte an die Thür. Keine Antwort. Er öffnete dieselbe, stand in dem Rahmen und starrte auf eine ihm gerade gegenüber auf einen Divan hingestreckte Frauengestalt im weißen Nachtgewande.

Die Daliegende hatte das Antlitz zwischen den ausgestreckten Armen auf den Divan geborgen, das dunkle Haar hing wirr über ihren Nacken, die aus demselben herausgerissenen Blumen lagen am Boden.

Sie war es; aber was hatte sie hierher und in eine so verzweifelte Lage getrieben? Rathlos stand er da; sich selbst fast unbewußt schritt er ins Zimmer hinein. Valeska regte sich nicht.

Und dennoch wollt' er wissen! Es mußte auch

Ungewöhnliches geschehen sein, was dies sonst so ruhige Weib aus der Gesellschaft verjagt.

„Frau von Kerstowan!“ wagte er leise zu rufen, sich furchtsam, verwirrt zu ihr beugend.

Keine Antwort. Keine Regung.

Er wiederholte seinen Ruf, legte zaghaft die Hand auf ihren Nacken, fuhr aber erschreckt zurück, denn Valeska richtete sich bei dieser Berührung, den Arm wild und wie zur Wehr erhebend, auf; mit bleichem, fast entstelltem Antlitz und brennenden Augen schaute sie, die andere Hand auf den Divan stützend, ihm ins Gesicht.

Eine Sekunde beiderseitigen Anstarrens verstrich, dann senkte sie die Stirn, auf dem Divan sitzend faltete sie die Hände im Schooß.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ begann er in haltloser Bestürzung über diesen Anblick. „Ich ahnte nicht, Sie so zu finden; ich mußte Sie aufsuchen . . .“

„Mich?“ Sie schüttelte den Kopf. Das dunkle Haar fiel über Busen und Arme. Ihr Ton mußte aus dem Innersten eines gemarterten Herzens kommen.

„Ich vermag nicht, mir vorzustellen, was Ihnen widerfahren! Fassen Sie sich, gnädige Frau! Ist Ihnen irgend ein Unrecht geschehen . . .“

„Mir? ... Bah, was sollte mir geschehen, das nicht schon geschehen wäre!“ Ihre Hände umklammerten sich konvulsivisch, ihre Brust bewegte sich stürmisch, tiefer sank ihre Stirn über dieselbe; dann plötzlich schüttelte sich ihr Körper wie im Fieberfrost.

„Verlassen Sie mich, Herr von Hangenstein!“ sprach sie dumpf vor sich hin. „Ich glaubte das Recht zu haben, wenigstens hier allein zu sein!“

Wolf starrte sie an, unwillkürlich auch die herabhängenden Hände faltend.

„Sie haben es!“ sprach er halblaut. „Ich bitte Sie um Verzeihung für mein Eindringen ...“

„Verzeihen Sie es sich selber! Ich bin eine Dienerin dieses Hauses!“ Valeska's Stirn hob sich, sie blickte zwischen dem diese überfluthenden Haar starr vor sich, dann plötzlich schob sie dasselbe zurück, preßte die Hände gegen die Schläfen und stieß ein Aechzen aus.

„Eine Freundin sind Sie uns! Sie wissen es! Niemand darf es wagen ... Sie selbst dürfen es am wenigsten! ... Hat Sie Jemand verletzt ...“

„Weshalb kamen Sie? Weshalb störten Sie mich?“ rief sie im Tone des Ueberdrusses. Ihr Fuß berührte dabei heftig den Boden.

Wolf selbst theilte dies Gefühl.

„Ich will Ihnen nicht länger zur Last sein!“ sagte er, sich entschließend. „Ich kam mit einer Frage an eine Freundin“ — er betonte das Wort — „Sie waren Zeugin einer Scene, über die Sie mir Aufschluß geben sollen . . . Valeska, ich liebe meine Frau . . .“

Der Name schien sie elektrisch zu berühren; sie fuhr zusammen; ihre Hände fielen wieder in den Schooß, ihr Kinn sank auf die Brust zurück. Die Worte, die er eben gesprochen, mochten sie eisig durchschaudern.

Tiefe Stille herrschte. Wolf streckte die Hand aus, um beschwichtigend die ihrigen zu nehmen. Sie duldete es scheinbar fühllos.

Beide sahen nicht, wie in diesem Moment lautlos unter dem dumpfen Heraufrauschen der Musik eine weiße Gestalt, ein leichenblasses Frauenantlitz in der halbgeöffneten Thür erschien, mit weit geöffneten Augen auf sie starrte, dann mit verhüllten Augen sich ebenso geisterhaft abwandte und wieder verschwand. Und erst jetzt schien Valeska aus ihrem Stumpfsinn zu erwachen. Sie fühlte erst jetzt, wie er ihre Hände in den seinigen hielt, erinnerte sich erst jetzt der letzten Worte, die er zu ihr gesprochen. Mit einer rapiden Bewegung schnellte sie vor ihm

auf und, ihn mit stechendem Blick anstarrend, zeigte sie ihm ihre zuckenden Gesichtsmuskeln.

„Sie . . . lieben Ihre Frau?“ rief sie hohnlachend . . . „Herr von Hangenstein, was kümmert das mich? Kamen Sie hierher, um mir dies zu sagen, oder kamen Sie, um von mir zu hören, daß auch Andere sie lieben? Ich will nicht hier sein, um die Lauscherin, die Spionin zu spielen! Ich darf ja nicht einmal verrathen, was in mir selbst vorgeht!“ Ihr Blick traf Wolf mit einer versengenden Flamme, vor der er zurückschreckte. „Ich bitte um Nachsicht,“ setzte sie in heftigem Wechsel von Ton und Haltung hinzu, das Antlitz senkend, mit schlaff herabfallenden Armen — „um Nachsicht, wenn ich heute lässig in einem Dienst gewesen, den ich — morgen verlasse!“

Ohne ihn noch des Anblicks zu würdigen, verließ sie den durch ihre Ekstase halb Vernichteten, schritt schwankend durch das Gemach, verschwand in einer Nebenthür und schlug dieselbe dröhnend hinter sich zu.

Wolf war es, als vernehme er hinter derselben ein lautes und wildes Auflachen. Erschüttert, beschämt suchte er vergeblich nach Fassung. Endlich schritt er hinaus und warf sich haltlos im vordersten Zimmer auf einen Sessel.

Was sie ihm gesagt, tobte ihm im Gehirn. Es sauste und brauste in demselben.

Daß auch Andere sie lieben! Das war es ja, was er hatte wissen wollen! Aber daß . . . auch sie, Lucy einen Anderen liebe? Hatte sie auch das gesagt . . .

Die Augen schließend, saß er da. Unter ihm begann das Orchester wieder seine lustige Melodie — ein Hohn auf seine Stimmung.

Nichts hatte sie gesagt von Lucy, aber . . . daß auch Andere sie lieben! Das bohrte ihm im Herzen . . . Und wenn nun dieser Andere sie liebte . . . Aber sie hatte ihm ja selbst einst gestanden, sie habe diesen Anderen geliebt! . . . Sie könne nicht lügen, hatte sie freilich hinzugesetzt . . . Ja, damals hatte sie vielleicht die Wahrheit gesagt, aber wer befugte diesen Anderen, sie aufzusuchen, sich ihr wieder zu nähern, wenn nicht sie selbst es gethan! Und mit eigenen Augen hatte er gesehen, wie sie, sich unbeobachtet glaubend, ihm die Hand gereicht . . .

Und mehr noch mußte in dem stillen Winkel zwischen ihnen vorgefallen sein! Frau von Kerstowan, die er vorher noch so ruhig gesehen, von deren aufrichtigem Interesse für sein Haus er überzeugt war, sie war dadurch in eine Aufregung versetzt,

deren Aeußerung ihn soeben erschreckt. Daß sie es gut mit ihm meine, davon hatte er schon mancherlei Zeichen; nur die Ueberzeugung, daß er von seiner Gattin betrogen werde, konnte sie in diese Stimmung versetzt haben ... Und das Haus verlassen wollte sie, die für Lucy immer eine so ehrliche Freundin gewesen ... Warum? ... Weil ...

Aber dieser letzte verzehrende Blick, mit welchem sie ihn angeschaut, ehe sie gegangen ... Was bedeutete der Blick? ... Liebte sie ihn? Wollte sie dies andeuten, als sie gerufen, sie dürfe sich selbst ja nicht einmal verrathen ...

O, wer diese Weiber doch kennte, dieses Geschlecht, das keine Logik duldete! Und er war in dieser Wissenschaft am meisten unerfahren!

Vergebens lauschte er, ob sie nicht noch zurückkehren werde! Aber Alles blieb still; nur unter sich vernahm er die Musik, die dumpfen dröhnenden Takte der Tänzer, die kein Ende finden konnten.

Er wollte wieder hinab. Er wußte ja, was er hatte wissen wollen ... Dieser junge Mann, der wie ein Schatten kommenden Unglücks schon damals vor ihm erschienen, hatte es gewagt, ihm Hohn zu bieten unter dem Schilde der Verwandtschaft! ... Er kannte eine solche nicht, wollte sie nicht kennen, hatte schon von Anfang eine so gerechte

Abneigung gegen sie empfunden. Dieselbe war allein Schuld an seinem Unglück, seiner Schmach! . . . Hatte diese Ernesta ihm wohl einen einzigen Tag der Ruhe gelassen, und gab es unter allen diesen jungen Weibern, die Tag und Nacht keine Rast kannten, eine einzige, die so toll war, wie diese? . . .

Valeska kam nicht zurück . . . Er erhob sich also und taumelte den Korridor entlang. Erstickend umfing ihn die im Treppenhause heraufsteigende Hitze der Kandelaber und Gaslüstres. Mit verwirrten und geblendeten Augen starrte er hinab in das bunte, in die Vorhalle herausquellende Gewühl, auf den beweglichen Blumengarten der Coiffüren, auf die erhitzten Nacken, die blitzenden Uniformen und den Sternenhimmel die Waffenröcke und Fracks schmückender Dekorationen.

„Welch' ein Unsinn, alle diese Menschen zur Entfaltung all' ihrer Thorheiten auf einen Haufen zu versammeln?" spottete er, noch immer in das Getriebe hineinstarrend, in welchem ihm kaum ein einziges Gesicht wirkliche Sympathie einflößte. Alle, Alle hatte er sie gleichsam nur im Fluge, ohne Interesse, hier und dort gesehen, mit ihnen immer wieder dieselben gleichgültigen Reden gewechselt und und Morgens erst sein Haupt auf das Kissen legen

dürfen mit dem Gefühl des Dankes, sie bis zum nächsten Abend los geworden zu sein! . . .

Aber er mußte wieder unter sie, denn sie waren ja seine Gäste! . . . Langsam stieg er die Treppe hinab; die Tonwellen des Orchesters strömten ihm aus dem weit geöffneten Salon entgegen . . .

Da plötzlich bahnte sich durch die Menge der in der tropischen Hitze der Halle Kühlung Suchenden einer seiner Diener den Weg. Alle schauten sie zurückweichend mit Bestürzung auf ihn.

„Was ist geschehen?“ riefen fünfzig Stimmen.

Wolf verstand nicht, was man einander zurief. Aller Gesichter zeigten Bestürzung.

Mit wenigen Schritten war er unter ihnen. Er trat in den Salon und überschaute denselben. Die Musik war hier plötzlich verstummt; in der Mitte des großen Raumes hatte sich ein Kreis der Tänzer gebildet; Andere strömten von allen Seiten herzu. Auch Lucy schwebte mit verstörtem Gesicht durch den Salon; er sah, wie man ihr Raum gab, und eilte ebenfalls vor.

XXXIV.

Während das Orchester im wildesten Tempo die Tänzer durch den großen Saal jagte, hatte plötzlich ein Ereigniß der Lust ein Ende gemacht. Der Tanz hielt inne, die Musik verstummte, Alles lief auf einer Stelle des Salons erschreckt zusammen.

Eine der Damen war in den Armen ihres Kavaliers zusammengebrochen — Ernesta, die der anwesende Hausarzt im Theesalon schon gewarnt, als sie über einen leichten Schmerz in der Brust geklagt, war bewußtlos von ihrem Tänzer auf einen Sessel getragen worden.

Das sonst so unruhige Köpfchen des armen Irrwischs war über die Lehne gesunken, ihre Arme hingen regungslos herab, ein Blutstropfen entquoll den fahlen Lippen, ein anderer färbte schon die marmorweiße, regungslose Brust.

Die ganze Gesellschaft, die noch athemlose Jugend des Ballsaals umringte die traurige Scene, die Herren blickten stumm vor Schreck auf die Da=

liegende, die Damen flüsterten einander in gleicher Erregung zu.

Da kam Pablo herbeigestürzt, er beugte sich über sie; den Arm um ihren Nacken legend, rief er sie mit den zärtlichsten Namen und blickte mit Verzweiflung im Antlitz nach Hülfe aus. Und jetzt schwankte auch Lucy händeringend in den Kreis, schrak aber entsetzt zurück, als sie die Entstellung der Schwester sah.

Die Unglückliche war selbst in einem erbarmenswerthen Zustand. Sie, die so theilnahmvoll zu der Freundin hinaufgeeilt, um ihr Hülfe zu bringen, hatte die Zeugin einer stummen Scene sein müssen, die ihr das Blut in den Adern zu Eis erstarrt.

Mit brechenden Knieen war sie wieder herabgeschwankt, und sie, die Allen heute ein freundliches Gesicht zu zeigen verpflichtet, hatte, während die Musik, der Tanz sie umtobte, vergebens ein stilles Plätzchen gesucht, um sich auszuweinen. Das plötzliche Verstummen der Musik, der Ruf nach Hülfe führten sie an den Unglücksplatz, und kaum hier angelangt, sah sie auch Wolf, wie er ihr gerade gegenüber in den Kreis der Rathlosen trat . . . Wolf, den sie vor wenigen Minuten noch gesehen, wie er . . .

Sie wagte nicht, ihn anzuschauen; ihr Herz

wollte brechen. Sie selbst so unglücklich, betrogen durch ein Weib, dem sie so viel Freundschaft geschenkt, durch ihn, an dem sie mit kindlicher Liebe hing, auf dessen Ehrlichkeit sie geschworen hätte!

Sie wagte auch nicht, ein Wort an ihn zu richten; wie gelähmt, thatlos starrte sie hin, ihre Hände hingen gefaltet herab, ihre Glieder vermochten kaum sie aufrecht zu halten; ihr Herz that so weh ...

„So mußt' es natürlich kommen!" vernahm sie jetzt Wolfs zürnende Stimme neben sich, als er ganz in den Kreis getreten. „Ein so gebrechlich Ding, und tobt wie eine Wilde!"

Wie herzlos das klang! Aber hatte er denn für ihr armes Herz Mitleid gehabt? Indeß, sie sah zu ihrem Trost, daß er, der einzige Entschlossene, die Bewußtlose wie eine Feder in seine Arme hob und sie, von dem händeringenden Pablo gefolgt, zum Salon hinaustrug.

Auch sie folgte mit geblendetem Auge, mit schmerzender Brust, gelähmten Gliedern. Sie rang vergebens nach Fassung und betrat, selbst hülflos, ihr Schlafgemach, in das Wolf die Unglückliche getragen. Pablo stand bereits weiß wie der Tod an dem Lager, auf dem Ernesta dahingestreckt lag. Kein Zeichen verrieth Leben in der Aermsten. Der Arzt, der vergeblich gewarnt, bahnte sich durch die Gäste

den Weg und beugte sich kopfschüttelnd über die Kranke.

Wolf entfernte sich jetzt mit den übrigen Herren, die theilnahmvoll bis zur Thür gefolgt, als der Arzt durch einen Wink um Ruhe gebeten.

„Sie hat es nicht anders haben wollen!“ murmelte er unter dem Eindruck dieses traurigen Vorfalls, für den Moment seinen eigenen Kummer vergessend. „Und Andere werden es auch dahin bringen, wenn sie's nicht anders machen!“

Mit gekreuzten Armen stand er einen Augenblick müßig, sich der eigenen Angelegenheit erinnernd und theilnahmlos auf die Konsternation blickend, die sich der Gäste bemächtigt; dann trat er in den Saal und ward hier von Fragenden bestürmt.

Den jungen Damen, die, so plötzlich unterbrochen in der wildesten Galoppade, mit erhitzter Brust und fliegendem Athem ihn umringten, hätte er sagen mögen: „Nehmt Euch ein Beispiel daran!“ aber er zuckte schweigend die Achsel.

„Ich habe sie immer gewarnt!“ war seine einzige Antwort. „Aber es wird ja hoffentlich so schlimm nicht sein!“

Die Stimmung war dahin. Gruppenweise stand die bestürzte Gesellschaft. Man wollte noch tröstende Nachricht abwarten, ehe man sich trennte, denn es

war ein Uhr. Sie sei wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt, aber der Arzt hege große Besorgniß, so verbreitete es sich alsbald in der Gesellschaft.

Eschenburg trat jetzt in großer Erregung zu Wolf.

„Welch ein unseliges Ereigniß!" rief er im wärmsten Mitgefühl. „Frau von Kerstowan ist doch bei ihr, um zu helfen?"

Wolf zuckte beim Klange dieses Namens. Er antwortete nicht und sah zerstreut, wie die Räume sich leerten.

„Wir sind hier lästig," fuhr Eschenburg fort mit der Miene, als wolle er sich verabschieden. „Ich muß gestehen, mich hat dieser Vorfall so ergriffen, daß ich an Schlummer nicht werde denken können. Auch Sie werden eine unruhige Nacht haben, aber helfen können Sie hier ja nicht! Wie wär's, wenn wir, sobald wir weitere beruhigende Nachrichten erhalten, noch eine Promenade in der kühlen, erfrischenden Nachtluft machten? ... Die Atmosphäre hier ist erdrückend durch die üppige Vegetation, die durch das Licht zur höchsten Ausstrahlung getrieben wird."

„Ich begleite Sie!" rief Wolf schnell. „Ich will nur abwarten, bis die Gäste ... Man wird mir auch noch Nachricht bringen ..."

Einer der Diener meldete ihm, als er gedanken-

los einige Herren in die Halle begleitete, die Kranke fühle sich besser; aber es sei höchste Ruhe vonnöthen; es solle Niemand zu ihr.

Wolf gab Eschenburg einen Wink. Auch er entfernte sich in dessen Begleitung mit den letzten Gästen und plaudernd schritt er mit ihm in die Stadt.

„Eine kleine Zerstreuung wird uns wohl thun nach dieser Gemüthsaffektion,“ sagte Eschenburg, als er scheinbar absichtslos vor dem Hotel stand, in welchem wir ihn mit John gesehen und in dessen Souterrainrestaurant noch Alles hell beleuchtet war. „Wie denken Sie über eine Flasche Champagner? Ich möchte auch noch über die Abendbörse hören. Die Nachtdroschken da drüben führen Sie nach Hause, wann Sie wünschen.“

Wolf folgte ihm. Er verarbeitete noch immer in sich, was ihm heute Abend geschehen. In den hinteren Zimmern fanden sie eine Gesellschaft von ihnen zum Theil bekannten Herren, unter diesen namentlich die Geschäftsleute, mit denen ihn Eschenburg bereis in finanzielle Beziehung gebracht.

Der Letztere schien bald wieder heiter gestimmt; was man ihm von der Börse erzählt, befriedigte ihn; er warf auch Wolf einige Worte hin, die ihn hinsichtlich seiner Spekulationen erfreuen sollten, aber der war zerstreut und hatte keinen Sinn dafür.

„Mit Hundertunddreißig mindestens!" flüsterte ihm Eschenburg endlich ganz entzückt zu, aber auch das rührte ihn nicht.

Wolf trank in dieser Nacht sehr stark, aber ihn berauschte der Champagner nie, wenn nicht die Aufregung hinzukam. Valeska's sonderbares Benehmen und ihre Aeußerungen kamen ihm nicht aus dem Sinn; er hatte Eschenburg unterwegs absichtlich nichts davon sagen wollen. Jetzt drängte es ihn dazu, aber er fand keine Gelegenheit, denn dieser hatte sich bereits an den Spieltisch gesetzt; er pointirte mit hohen Banknoten und schaute mit triumphirendem Lächeln zu ihm zurück . . .

Der Tag war bereits angebrochen, als Wolf, in die Droschke zurückgelehnt, mit wüsten Sinnen und schlaftrunken heimwärts fuhr.

* *
*

Auch er hatte gespielt und enorme Summen verloren. Aber nicht das war es, was sein wüstes Gehirn beschäftigte. Valeska sollte ihm beichten; mit der Idee kehrte er heim.

Er wollte auch sein Lager nicht mehr suchen. Wenn jetzt am Morgen Lucy bei der Kranken beschäftigt und das Hinwegräumen all' der Dekorationen, die Säuberung des Hauses Alles beschäftigte,

wollte er sie aufsuchen, und sie sollte und mußte ihm bekennen.

Wie heftig und leidenschaftlich dieses sonst so ruhige Weib gewesen! Das konnte nur durch ganz besondere Veranlassung geschehen sein! ... Das Haus wollte sie deshalb sogar verlassen, aber das durfte nicht sein. Und was dann weiter, wenn sie ihm wirklich bekannt ... Er wußt' es nicht, aber Einer war ihm im Wege, ihm, Wolf von Hangenstein, der mit seiner Ehre nicht scherzen ließ!

XXXV.

In einem Zustande der höchsten Nervenüberreizung, halb in einem Gefühl der Eifersucht, halb des Mitleids und eines aufrichtigen Interesses für Wolf hatte Valeska diesem bestätigt, was es hatte hören wollen. In einem Anfall von Wahn, von Tobsucht gegen sich selbst hatten sich ihrem gequälten Herzen Worte entrungen, die er zu verstehen sich fürchtete.

Sie wollte fort, so war ihr Entschluß. Ein Raub, ein Diebstahl während dieser Nacht im Hause! Und wenn auf sie der Verdacht gelenkt wurde, die man gesehen, als sie sich in die hintere Zimmerflucht begab, wenn man in ihrem Vorleben eine Begründung dieses Verdachtes fand . . .

Sie verschloß die Thür ihres Schlafgemachs und wälzte sich in marternden Gewissensqualen auf dem Lager. Der Lärm unten im Hause drang ihr, die Sinne zerstörend, ins Ohr; sie feuchtete ihre Kissen mit Thränen, dann wieder ballte sie zähneknirschend die Hände, sprang auf, rannte umher,

packte ihre Garderobe zusammen und setzte sich endlich zu Tode ermattet auf den Bettrand.

Und da unterbrach sich so plötzlich das Orchester unter ihr. Tiefe Stille trat ein ... so unheimlich!

Was war geschehen? Sie mußte es wissen. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte vorgefallen sein! ... Wenn man diesen John van der Recken ...

Mit vor Angst fliegenden Händen kleidete sie sich wieder an und betrat den Korridor und die Treppe. Ein Diener begegnete ihr hier, an ihr vorübereilend. Gott sei Dank, das war doch Einer, der für sie zeugen konnte, wenn ein Verbrechen im Hause begangen war!

Sie rief ihn an.

„Um Gottes willen, ist etwas geschehen? Ich fühlte mich unwohl, lag in meinem Zimmer ...“

Keine Antwort. Der Diener hörte und sah sie nicht. Athemlos stand sie über das Geländer gebeugt und lauschte mit stockendem Herzschlag, bis sie endlich aus der Unterhaltung der Dienerschaft unten auf die traurige Thatsache schloß.

Donna Ernesta! Die Bande der Angst lösten sich von ihrer Brust. Athem schöpfend stand sie da.

„Ich will zurück ... Ich will schlafen, o recht lange! Was kümmert mich die Noth der Anderen, dieser Glücklichen!“

Erlöst von tödtender Folter schlich sie mit müden Gliedern zurück. Sie löschte das Licht im Vorzimmer und verschloß die Thür wieder hinter sich. Der Gedanke, daß auch Andere unglücklich werden konnten, beschlich sie wie ein Gefühl der Befriedigung und ermattet sank sie endlich in Schlummer.

Trostlos verstrich inzwischen der armen Lucy der Rest der Nacht. In ihr Auge kam kein Schlummer, selbst als der Arzt Alles gethan, um die Ohnmächtige wieder zum Leben zurückzurufen.

Pablo war endlich mit schwer bedrücktem Herzen gegangen, um mit Tagesanbruch zurückzukehren. Er liebte sein flottes junges Weib; er liebte alle schönen Frauen, diese aber am meisten. Ernesta lag unter der Obhut einer Wärterin in einem Schlummer der Entkräftung; ihre Augen waren tief zurückgesunken und dunkel umrandet, ihre Wangen waren fahl, ihre Lippen blutlos, und ohne Regung lagen ihre Arme auf der Decke.

All' das Leben, das in diesem jungen Geschöpf so drangvoll pulsirt, schien gewichen, gebrochen in Folge unnatürlicher Verschwendung ihrer Kräfte durch so zügellose Genußsucht; der Glanz, den dieses junge Weib ausgestrahlt, war erloschen, seit sich die Lider so krankhaft und müde über die sieggewohnten Augen gelegt.

Todesstille herrschte in dem diese Nacht von den Tonwellen der Musik durchrauschten, von lustigen, lachenden Stimmen durchschwirrten Hause, seit der Schein der Lüstres erstorben, seit das Unglück der Einen der Lust all' der Anderen ein so jähes Ende gemacht, und die Blätter und Blumen bewirkten eine erstickende Atmosphäre.

Im anstoßenden Gemach, in welchem Lucy mit so unruhigem Herzen am Abend ihre Toilette gemacht, lag diese auf einem Ruhebett im Nachtgewande, nicht schlummernd, nur mit geschlossenen Augen, die Hand auf der Brust ruhend.

Diese Nacht hatte auch ihr Leben zerstört. Sie hatte auf Wolfs Ehrlichkeit vertraut. Mochte er sie auch nicht lieben, wie sie es begehrte, sie hatte sich begnügen wollen mit der Zuversicht, daß er sie schätze, daß er zu würdigen wisse, was sie ihm so mit ganzem, vollem Herzen bot. Sie hätte die Hand ins Feuer gelegt für seine Aufrichtigkeit und Unbestechlichkeit, und heute hatte ein Zufall sie überzeugen müssen, was sich schon nach den ersten Monden ihrer Ehe zwischen ihn und sie gedrängt.

Dieses Weib hatte er schon damals gern gesehen. Sie erinnerte sich so mancher Momente, in welchen er ihr ein freundschaftliches Wohlwollen gezeigt, aber offen, ohne ihr, der Gattin, daraus

ein Hehl zu machen. Er war es gewesen, der sie blind gemacht, wenn sie an diesem Weibe zu tadeln gefunden, der immer ein entschuldigendes, rechtfertigendes Wort für dasselbe gehabt hatte, wenn ihr Instinkt sie warnte, und ihm zu Liebe hatte auch sie entschuldigt gegen ihre bessere Einsicht; ja, sie hatte schließlich gerne zugestimmt, sie als vertraute Freundin in das Haus zu nehmen, hatte sie rückhaltslos in ihr Herz blicken lassen, in dem ja nichts war, was das Dunkel hätte suchen müssen.

Mit ihrer Zuversicht auf Wolf war ihr Leben gebrochen. Diese kurze Spanne Zeit ihrer Ehe war ein Dasein voll Unruhe gewesen; sie selbst hatte vielleicht einen großen Theil der Schuld daran, denn sie war zu schwach gegen der Schwester ruheloses Temperament gewesen, hatte ihr zu viel Einfluß auf sich gewährt, hatte Wolfs Abneigung gegen dieses wilde Gesellschaftsleben zu wenig Rechnung getragen und in blindem Vertrauen der treulosen Freundin das Feld geräumt, wenn sie sich täglich von Ernesta hatte hinausschleppen lassen.

Zertrümmert war Alles, nicht ihr Leben allein, auch das der armen Schwester, und sie stand in einer Welt, von der sie sich jetzt, da der Goldschaum verwischt war, mit dem die Liebe ihr Alles umhüllt,

gestehen mußte, daß sie nicht eine einzige aufrichtige Freundin unter all' den Frauen erworben, mit welchen sie diese Lebensweise zusammengeführt.

Ernesta, o, die hatte einer solchen nie bedurft, hatte wohl nie eine solche gesucht; die huschte wie ein Blumengeist dahin, wie ein Irrwisch — so hatte sie Eschenburg ja stets genannt.

Eschenburg! . . . War auch der getäuscht worden durch diese auch gegen ihn so Undankbare? Sie hatte keine Veranlassung, ihm zu mißtrauen, denn wie vorsichtig sie sich Anfangs von ihm auch zurückgehalten, er hatte ihr von Wolf immer nur das Beste gesprochen und wenn auch er beobachtet, wie kalt derselbe ihre Liebe erwidert, sie ermuntert, ihn durch Herzlichkeit zu erwärmen.

Eschenburg hatte zu ihr stets von der Leichtherzigkeit aller dieser übrigen Frauen gesprochen, hatte auch Ernesta zuweilen nicht geschont. Er war ein Mann von hohen Jahren, kannte die Welt und wußte, was sie werth war. Auch er war getäuscht worden, ohne Zweifel; aber ihn in ihrem Unglück jetzt ins Vertrauen zu ziehen, das versagte ihr der Frauenstolz.

Er sollte durch sie nichts erfahren; aber ein Grauen beschlich sie bei dem Gedanken, mit diesem Weibe noch ferner unter einem Dache zu sein . . .

Und wohin? Hierher war sie aus ihrer Heimat geflohen, und wie sie geglaubt, unter den Schutz eines Mannes von ehernem Charakter, der ihr Achtung und die Liebe eingeflößt, und ... Valerio hatte gerade an diesen Unglückstagen kommen müssen, Valerio, dem sie hatte zeigen wollen, wie glücklich sie sei, um ihn von der Thorheit und Nutzlosigkeit seiner Hoffnungen zu überzeugen! Auch er sollte nichts erfahren, Niemand, auch Ernesta nicht, wenn diese wieder genesen; aber was beginnen! ... Wo war der Muth, der sie hierher geführt in eine ihr fremde Welt! ... Und jetzt heimwärts ziehen? ... Wohin und zu wem? Beschämt, trostlos, mit der unglücklichen Neigung für Wolf im Herzen, die, einmal gefaßt, so leicht in ihr nicht wieder erstarb, wenn er sie auch vergessen!

Die Betäubung bewältigte sie; das Uebermaß des Schmerzgefühls, das Anstürmen so vieler düstern Gedanken versenkte sie in einen Halbschlummer und in diesem suchten sie all' die Bilder der Vergangenheit wieder heim.

Sie sah diesen verhaßten, verabscheuten Don Guino, den Oheim mit seiner Unerbittlichkeit, seiner Herzlosigkeit. Sie sah Wolf vor sich erscheinen unter den majestätischen Cypressen der Alhambra,

er selbst eine Eiche, an die sie sich damals hülfesuchend anklammerte!

Und der Traum führte sie Nachts durch die Sierra in die Posada von Santa Fé; sie sah, wie Guino sich die blutigen Hände wusch. Sie entfloh mit Wolf . . . Dann vernahm sie das grauenhafte Tosen des Wassers, das Krachen des Schiffes, sah sich, wie sie in Wolfs Armen erwachte, der sie im hellen Morgensonnenschein über den Strand trug, und endlich sah sie dieses Weib, dessen Hände Wolf in den seinigen hielt . . .

Mit einem Aufschrei erwachte sie.

Ernesta's Wärterin stand vor ihr; diese schreckte vor der Angst zurück, mit welcher Lucy die Augen aufschlug und sie anstarrte.

Die Schwester sei erwacht und verlange nach ihr, sagte ihr schonend die Wärterin. Sie fühle sich noch sehr krank; es werde gut sein, wenn es Tag werde und der Arzt wiederkomme.

Ihre Gedanken klärend saß Lucy noch da, vor sich hin blickend und sinnend, ob das Alles nur ein böser Traum gewesen.

„Der Morgen graut schon!“ sagte die Wärterin tröstend und die Jalousieen der Fenster aufziehend.

Lucy schaute ihr mit glasigen Augen zu.

„Der Morgen!“ zitterten ihre Lippen. „O, auch mir graut vor ihm!“

Sie erhob sich. Ihre Glieder waren zerschlagen; eiskalt rann es ihr über Brust und Rücken.

Auch die Schwester! Sie verstand erst jetzt, was ihr die Wärterin gesagt. Auch sie also elend! War's nicht, als sei Alles zusammengestürzt in dieser einen entsetzlichen Nacht!

XXXVI.

Etwa um dieselbe Morgenzeit kehrte Wolf ins Haus zurück. Mit einer Empfindung stumpfsinnigen Ueberdrusses auf die Zeugen einer überstandenen Nacht, auf alle die Ueberbleibsel des Festes, die Orangerieen, die Draperieen u. s. w. blickend, über verwelkende Bouquets, verlorene Ballhandschuhe, abgetretene Spitzen hinweg schreitend, erreichte er sein Ankleidezimmer. Hier warf er den Frack mit Abscheu von sich. Dies Kleidungsstück war ihm immer verhaßt gewesen. Er wechselte seine Garderobe und trat dann in sein Arbeitszimmer.

Der Tag schien grau in die Fenster herein. Ihm war so übernächtig zu Muthe, der Ekel an der Welt hatte sich seiner wieder bemächtigt. Sein Kopf war so wüst; die Erinnerungen der Nacht quirlten in demselben durcheinander. Er streckte sich auf das Sopha.

Dieser Valerio . . . Lucy . . . Valeska! . . . Sein Kinn sank auf die Brust. Die Gedanken

stockten in seinem Gehirn; er schlief endlich vor Uebermüdung ein.

Aber nur eine Stunde gönnte man ihm Ruhe. Die Handwerker waren in aller Frühe wieder in das Haus eingekehrt, um Alles hinwegzuräumen. Er erwachte unter lautem Gehämmer und lauschte, noch immer mit dicht umschleierten Sinnen.

Es gab keine Ruhe; er hätte sie auch nicht mehr suchen mögen. Schwer aufathmend, in langsam dämmerndem Bewußtsein schaute er auf und umher.

Er fühlte sich namenlos unglücklich. Er hatte von Lucy geträumt, von Lucy, die er geliebt, wenn er das auch nicht so hatte äußern können, wie es Anderen gegeben war, und sie hatte dennoch gelogen, obgleich sie ihn versichert, sie könne das nicht.

Sie war ein Weib, wie sie alle, aus demselben Stoff wie diese Ernesta, ihre Schwester, die . . . Auch sie hatte in dieser Nacht ihre Strafe gefunden, dieses leichtfertige Weib, das . . . ein neuer Gedanke tauchte in ihm auf . . . das jedenfalls diesen Valerio begünstigte.

Mit welcher Frivolität hatte sie so gern von den Treulosigkeiten junger Frauen in der Gesellschaft gesprochen, ohne diese strafbar zu finden, wenn er sie verdammt; und mit welcher Gleich-

gültigkeit hatte ihr Mann, dieser Pablo, dabei gesessen und nichts Unrechtes darin gefunden! Seine Hand hatte Lucy angenommen, als sie von Allen verlassen gewesen, und jetzt hatte sie vergessen, was sie ihm schuldig.

Aber er war kein Pablo, keine Marionette wie dieser. Eschenburg hatte ihm am Morgen, als sie sich getrennt, den freundschaftlichen Rath gegeben, sich seine Laune nicht stören zu lassen durch kleine eheliche Vorkommnisse; es trage ja jedes junge Mädchen ein Ideal in die Ehe hinein, das schließlich doch in die Rumpelkammer des Herzens wandere; dieser Valerio sei allerdings ein hübscher, den Frauen gefährlicher Mensch, das habe er heimlich genugsam zu beobachten Gelegenheit gehabt, und wenn es zwischen den Beiden beim Handkuß bleibe, so habe das nicht viel auf sich . . . Aber Eschenburg kannte ihn nicht; sein Ideal war die Ehre des Mannes, und wenn er geliebt hatte und Undank, ja noch Schlimmeres erntete, so gab es für ihn nur noch eine Pflicht gegen sich selbst.

Ueberdrüssig erhob er sich, trat ans Fenster und schaute auf die in der Nacht von den Kutschern arg zerfahrenen Blumenanlagen des Hofes.

Ernesta, die Büßende, lag sicher noch oben, Lucy war um sie, die schwer Gestrafte zu pflegen;

Pablo, der Nachsichtige, saß gewiß an ihrem Lager und vielleicht wagte es dieser Valerio, am Morgen zu kommen und sich nach ihr zu erkundigen. Dann sahen sich die Beiden, die sich gestern heimlich die Hände gedrückt, am Krankenbette und . . .

Das Blut stieg ihm wieder zu Kopf. Jede Gemeinschaft mit dieser Familie sollte abgebrochen werden und dann geschehen, was unvermeidlich sein werde.

Eine Stunde verstrich ihm. Er rief seinen Diener und fragte, was im Hause vorgehe.

Die gnädige Baronin sitze bei ihrer Schwester. Der Arzt sei eben wieder dagewesen und habe erklärt, die Kranke könne heute vielleicht in ihre Wohnung zurückgebracht werden; Don Pablo habe sie erst vor einer Stunde verlassen.

„Ist sonst Niemand da?“

„Niemand!“

Er kleidete sich um und genoß eine Tasse Thee. Dann meldete ihm der Diener, es sei ein Herr, ein Baumeister, mit einer Rolle unter dem Arm da, der ihn zu sprechen wünsche wegen des Schloßbaues. Er müsse heute Mittag wieder abreisen.

„Sag' ihm, er möge mich entschuldigen, ich sei sehr unwohl! Ich bitte ihn, Alles zu thun, was er für nothwendig halte, das Geld werde heute noch an ihn abgesandt . . .

„Ich habe gerade heute Gedanken für dergleichen!“ rief er, als er wieder allein. „Der Mann hat von mir doch Vollmacht, Alles zu thun, was er für gut hält; ich verstehe nichts von Bausachen! Wenn Alles fertig, soll er mir's melden!“

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und legte die Stirn in die Hände.

„An Geldsachen zu denken habe ich am wenigsten Sinn . . . Und doch muß ich's! Das Spiel hat mich diese Nacht schwere Summen gekostet, die ich heute zu zahlen nicht säumen darf . . . Verwünscht, daß man sich selbst um dergleichen kümmern muß. Die fünfzigtausend Thaler, die ich gestern da in das Pult schloß . . .“

Er schaute vor sich zu dem Schränkchen des Eichentisches hinauf und suchte nach den Schlüsseln. Mit von Schlummerlosigkeit noch unsicherer Hand öffnete er eines der Thürchen und griff hinein.

„Ich hatte sie da obenauf gelegt!“ Er tastete auf den Papieren herum . . . „Ich erinnere mich doch ganz genau, daß ich, nachdem ich Eschenburgs Billet erhalten . . . Aber bei dem Wirrwarr von gestern . . . Und dennoch . . . Vielleicht in dem andern Fache . . . Auch da nicht!“

Er trug die Kleidung, die er gestern getragen, und suchte in den Taschen.

„Sonderbar!“ Er wälzte die Stirn in der Hand. „Ich sehe mich doch noch, wie ich das Geld gestern da hinein legte, war auch seitdem nicht mehr hier am Tisch ... Das Schloß ist in Ordnung!“ Er untersuchte es. „Fünfzigtausend Thaler sind immerhin eine Summe ... Fast so viel verlor ich die Nacht auf den verwünschten Karten ... Ich habe den Herren ein Rendezvous für heute Mittag zugesagt, um meine Schuld zu decken ...“ Er preßte die Hand wieder an die öde Stirn, als wolle er seine Gedanken zusammenrufen ... „Das Geld muß sich ja wieder finden, obgleich ich keine Idee habe ... Ich will hinaus in die frische Luft! Mein Kopf ist so wüst! Ich werde Eschenburg einladen, mit mir zu frühstücken, vorher aber zum Bankier gehen. Ich werde fortab keine Ruhe mehr im Hause haben.

„Es kommt mir vor, als gebe ich ein wahnsinniges Geld aus,“ brummte er auf der Straße vor sich hin. „Die zweitausend Morgen um Hangenstein, die sich der Bauer viel zu theuer hat bezahlen lassen, der Schloßbau, meine Pferde, das unglückliche Spiel, in dem ich auch kein Glück habe, während es Eschenburg doch gelingt, dann und wann einige tüchtige Schläge zu thun ...“

Während er auf dem Wege zum Bankier, trat John bei Eschenburg ein. Sein Vollbart, dem er gestern um der Täuschung willen das dunklere blonde Kolorit Wolfs gegeben, hatte wieder sein natürliches Hellblond; er trug Reisekleidung, eine schwere goldene Uhrkette, die feinste Wäsche, neue Glacés und machte den Eindruck eines wohlhabenden Mannes.

Eschenburg hatte ihn brieflich hierher beschieden und John kam eben, nachdem er den Rest der Nacht verschwärmt, um Rechenschaft über seine gestrige Mission zu geben.

Die Miene, mit der er eintrat, verrieth Eschenburg, daß Alles nach Wunsch gegangen. Schweigend deutete er, noch mit seiner Toilette beschäftigt, auf einen Sessel.

John setzte sich, fuhr mit der Hand gravitätisch in die Brusttasche und warf zwei Päckchen Banknoten in schmalen Papierstreifen, wie sie vom Bankier ausgezahlt waren, auf den Tisch.

„Fünfzigtausend, genau gezählt!“ sagte er selbstbewußt.

„Kein Zwischenfall? Nichts, was ...?“ Eschenburg schaute gleichgültig hin, während er in seinen Rock schlüpfte.

„Nichts! Alles glatt gegangen!“ John verschwieg sein Rencontre mit Valeska. Sollte er nichts

von ihr wissen, so brauchte auch Eschenburg nichts von seiner Bekanntschaft mit ihr zu erfahren.

„Zehntausend für Sie als Gratifikation, das Uebrige fließt in die Kasse!"

John verzog keine Miene. Er zählte und steckte in die Tasche, was ihm gebührte. Sein Hauptaugenmerk schien es, dem Meister das unbedingteste Vertrauen einzuflößen.

„Unser Baumeister," fuhr Eschenburg fort, „ist wegen Unwohlseins nicht empfangen worden; der Diener hatte die Ordre, ihn zu melden; die Baugelder sollten unverzüglich an ihn abgesandt werden. Sie reisen also heut Abend wieder zurück, lieber Recken."

Das war allerdings nicht nach Johns Geschmack, indeß er nickte.

„Sie begleiten ihn zum Postamt, wo er das Geld zu empfangen hat, und geben ihm Fünftausend; andere Fünftausend sind für Sie, den Rest senden Sie an die Ihnen bezeichnete Adresse . . . Apropos, es ist doch Sorge getragen, daß das Lokal für das Baubureau an einer wenig frequentirten Stelle des Städtchens gemiethet worden, daß die Aufschrift: ‚Baubureau des Architekten Obermann' an der Thür angebracht, das nöthige Zeichenpapier, ein großer Zeichentisch, Meßinstrumente und so weiter hineinge-

schafft worden? Ich muß mich in all' dem ganz auf Sie verlassen."

„Es ist Alles in Ordnung, ein kleines Haus gemiethet am äußersten Ende des Städtchens."

„Ich brauche Ihnen kaum das freundschaftlichste Einvernehmen mit Obermann zu empfehlen. Er ist ein sehr fähiger Mann. Im Vertrauen darf ich Ihnen sagen, daß er früher selbst Detektiv gewesen, aber wegen schlechter Besoldung und Undank von Seiten seiner Vorgesetzten den Staatsdienst verlassen hat. Ich wiederhole, Sie werden ihm nicht sagen, was ich Ihnen anvertraute."

„Gott bewahre!"

„Es wird doch zum Schein an dem Schloß etwas gethan?"

„Gewiß! Es sind einige Maurer, Tüncher und Schlosser beschäftigt, damit die Leute sehen . . ."

„Obermann soll auch nicht vergessen, eine mit dem Stempel seines Baubureaus versehene Quittung über das Geld einzusenden."

„Selbstverständlich!" John erhob sich. „Es ist verdammt langweilig in dem Städtchen," sagte er blasirt; „aber ich muß schon aushalten. Der Zug geht erst nach zehn Uhr Abends."

„Ich empfehle Ihnen, sich inzwischen hier nicht unnöthig zu zeigen. Sie wissen jetzt, wozu ich Ihre

Aehnlichkeit mit Hangenstein zu benützen hoffte. Es hat Sie doch gestern Abend Jeder für ihn gehalten?“

„In dem Grade, daß die Lohndiener respektvoll Spalier bildeten, als ich, mich stellend, als wolle ich sie kontroliren, an ihnen vorüber kam.“

„Noch Eins! Sie fanden auch die Eigenthumserklärung, betreffend das Schloß und die zweitausend Morgen, die Sie Hangenstein ausstellten und in der Sie nur in seinem Auftrage zu handeln bestätigten?“

„Ich habe sie vergeblich gesucht.“

„So muß sie noch gefunden werden . . . Sie kehren deshalb hierher zurück, sobald das Geld in Empfang genommen worden. Und die Schlüssel? Es ist besser, wenn sie in meiner Hand bleiben.“

„Hier sind sie!“

„Also auf Wiedersehen! Ich telegraphire Ihnen!“

Er gab ihm die Hand zum Abschied. Als John sich entfernt, suchte er sorgfältig an den Nachschlüsseln nach einer etwaigen Spur von Wachs. Er schien befriedigt und that die Schlüssel in seinen Schrank.

„Ich scheine mich nicht getäuscht zu haben in ihm! Er ist brauchbar!“ Er zählte die Banknoten und verschloß auch diese. „Der Fang war lohnend; auch der dieser Nacht! Er pointirte schließlich wie ein Besessener, denn er kann's nicht leiden, wenn ein

Anderer ihm überlegen ist ... Wenn nur der Obermann vorsichtig ist! Er ist gelernter Techniker und also geeignet, den Bauern etwas vorzumachen. John van der Recken ist als Eigenthümer des ganzen Besitzthums im Grundbuch eingetragen, das Amtsgericht betrachtet ihn deshalb als solchen; es gilt nur noch, den von John ausgestellten Revers zu bekommen und dazu wird sich Gelegenheit finden. Für diesen John habe ich eine kapitale Idee! Die Valeska wäre eine Frau für ihn! Er darf sie nicht eher sehen, als ich Beide entbehren kann. Ich schicke sie zusammen nach Amerika, so bin ich sie los. Ich muß nur sorgen, daß mir der Herr John van der Recken nicht übermüthig wird, wofür er alle Anlage hat. Diese Schufte sind auch nur so lange ehrlich, bis sie glauben, uns nicht mehr zu gebrauchen. Freund Obermann wird ihn heimlich kontroliren; dem gewiegten Geschäftsmann ist er nicht gewachsen."

Eschenburg war eben im Begriff, seine Wohnung zu verlassen, als Wolf bei ihm eintrat, um ihn zum Frühstück einzuladen.

„Sie scheinen noch verstimmt, lieber Freund?" sagte er lächelnd. „Darf ich mich nach dem Befinden der jungen Frau erkundigen?"

„Ich weiß wenig davon! Die Unruhe im Hause hat mich wieder fortgetrieben. Ich mußte auch meine

Spielschuld erledigen. Es sind sechstausend Thaler, die ich Ihnen schuldig blieb?"

„O, ich bitte Sie! Ich bin ja zur Revanche bereit und lade Sie dazu ein."

„Das hindert mich nicht, meine Schuld abzubürden." Wolf warf ihm sechs Banknoten auf den Tisch.

Er sagte Eschenburg nichts von der Summe, die er in seinem Pulte vermißt; er hielt das für unter seiner Würde.

„Nicht wahr, Sie begleiten mich zum Frühstück? Ich habe auch einen der übrigen Herren eingeladen."

„Mit Vergnügen! Der Morgen nach einer verschwärmten Nacht ist ja immer ein Gottesdienst für den Magen. Ich will heute Mittag nur Erkundigung einziehen, wann wir unsere Aktien werden auf den Markt werfen können, dann würde ich für den ganzen übrigen Tag zur Verfügung stehen und eine längere Promenade im Sattel vorschlagen. Ich gestehe, daß mich unser großes Unternehmen ganz fieberhaft macht. Für einen Mann wie Sie ist das allerdings Bagatelle."

Er steckte nachlässig die Banknoten in die Tasche und folgte Wolf.

„Mir fällt da ein, daß Sie ja heute Ihren Hamburger Baumeister zu erwarten haben!" sagte

er auf der Straße. „Es gefällt mir von einem so beschäftigten Architekten, daß er sich selbst hierher bemühen will.“

„Ich konnte ihn leider nicht empfangen; ich hätte auch nicht den Kopf dazu gehabt, mir Baupläne anzusehen und ließ ihn deshalb bitten, Alles nach seinem Ermessen zu thun. Ich beauftragte soeben auch meinen Bankier, ihm die verabredeten Baugelder zu übersenden.“

„So ist's die höchste Nothwendigkeit, daß John heute Abend abreist!“ dachte Eschenburg. „Hat er Ihnen die neuen Zeichnungen nicht hier gelassen?“

„Ich habe ihn ja gar nicht empfangen können! Er kam so früh und ließ mir sagen, er müsse am Mittag wieder abreisen.“

„Hm! Herr Obermann wird's ja nicht übel genommen haben? . . . Aber denken wir jetzt nicht mehr an Geschäfte! Ich lasse Sie heute nicht eher aus den Händen, als bis ich Sie wieder in guter Laune sehe! Ich müßte eigentlich auch verstimmt sein, denn ich erhielt — aber verrathen Sie mich ja nicht! — heute ganz zeitig ein Billet von meiner Nichte . . .“

„Von Frau von Kerstowan?“ fragte Wolf in Zerstreuung.

„Gott weiß, was sie haben mag! Sie scheint

mir verliebt! Sie schreibt, sie fühle sich namenlos unglücklich, während sie mir bisher das Gegentheil sagte. Sie will nicht bleiben, will fort, Knall und Fall! . . . Ihr Wort, daß Sie ihr nichts wieder sagen! . . . Oder sollten Sie ihr etwas zu Leide gethan haben?"

Wolf schüttelte, tief in Gedanken versunken, den Kopf.

„Wie käme ich dazu! Ich achte die unglückliche junge Frau!"

„Dann ist nur Eins denkbar: sie hat Angst vor sich selber und will davonlaufen! Da kann ich ihr nicht helfen! In Herzenssachen mische ich mich nicht."

Eschenburg sprach das Letztere in frivolem Ton. Wolf ging, immer tiefer in Nachdenken versinkend, neben ihm her.

„Sie darf nicht fort; ich dulde es nicht," sagte er ernst nach einer Pause, denn der Gedanke, daß sie gerade jetzt sein Haus verlassen wolle, war ihm störend. Sie war die Freundin und Vertraute Lucy's, er wollte dennoch von ihr erfahren, wenn sie ruhiger; sie sollte ihm Alles beichten. Was Eschenburg da erzählt, sie sei verliebt und . . . etwa gar in ihn . . . Unsinn war es, obgleich er nicht leugnen konnte, daß irgend etwas an ihr auch ihn anziehe . . . Und was sie ihm selber in so großer

Aufregung gesprochen, das hatte offenbar ihr die Entrüstung diktirt, nachdem sie Zeugin gewesen ...

Er wollte und konnte Lucy heute nicht sehen ... sie und ihre Schwester, die ganze Familie nicht! ...

Und in dem Gedanken mußte ihn unterwegs Eschenburg gerade mit der Frage unterbrechen:

„Wie wär's, wenn wir uns persönlich nach dem Befinden der armen jungen Frau erkundigten? Wir kommen da eben an ihrer Wohnung vorüber! Ich hörte heute Morgen schon, daß sie in ihre Behausung zurückgebracht worden!"

Eschenburg hielt inne; er hatte seinen zerstreuten Freund absichtlich diesen Umweg geführt. Wolf aber machte ein unwilliges Gesicht.

„Gehen Sie hinauf, ich erwarte Sie hier unten!" antwortete er düster.

„Das würde sich nicht schicken, verehrter Freund! Sie stehen ihr näher als ich!"

„Aber ich kann kaum Mitleid für ein Geschöpf empfinden, das sich so muthwillig ruinirt!"

„Sie sind herzlos. Sie wissen nicht, was es heißt: eine junge Frau sein!"

„Aber eine haben, das weiß ich leider!" brummte Wolf in sich hinein.

Eschenburg hatte bereits seinen Arm genommen und zog ihn mit sich.

„Treten wir leise!" flüsterte er, als Beide die Thür des Korridors offen fanden und, von keinem Diener empfangen, in denselben hinein schritten. „Mir scheint, daß Alles um die Kranke beschäftig ist . . . Er blickte umher in der ihm wohlbekannten Lokalität. „Gehen wir da in den Salon, die Thür ist nur angelehnt!"

Behutsam legte er die Hand gegen den Drücker und schob leise die Thür zurück . . . Beide standen vor einem Bilde, das Eschenburg erschreckt seinem Freunde zu verhüllen suchte, indem er hastig und ebenso geräuschlos die Thür wieder zurückzog.

XXXVII.

In trostloser Stimmung verließ Lucy am Vormittag das Schlafgemach der Schwester, in welches die Letztere transportirt worden.

Es stand nicht gut mit der armen Ernesta; die Blutleere hatte sie total entkräftet; sie, die ohnehin wenig Blut in den Adern hatte, lag jetzt in einer Anämie, die den Arzt um ihre Erhaltung besorgt machte.

„Ich mag wohl diesen Winter hindurch ein wenig zu viel getanzt haben, aber es war ja so schön und ich glaubte, der Sommer solle Alles wieder gut machen!“

So hatte sie mit kaum vernehmbarer Stimme zu Lucy gesagt, als diese, am Bette sitzend, ihre Hand in der ihrigen hielt und heimlich die matten Pulsschläge zählte, und war dann wieder in den Schlummer der Entkräftung zurückgesunken.

Auch Lucy's Zustand war inzwischen derart, daß sie gern das Lager gesucht hätte, freilich ohne die Hoffnung auf Erholung.

Die Anstrengung der letzten Tage, die Aufregung dieser Nacht, die Trostlosigkeit ihres Herzens, seit sie den Glauben an Wolf verloren und in sich eine ihm wirklich Lästige erblicken mußte, die ihm mit ihrer Zärtlichkeit — sie fühlte es jetzt — zudringlich hatte erscheinen müssen — all' das versetzte sie in einen Zustand, den zu ertragen sie sich mit all' ihrem guten Willen nicht fähig glaubte.

Pablo hatte sie am Lager Ernesta's abgelöst. Sie hatte ihm zugeflüstert, man solle sie vor dem Abend, vielleicht auch vor dem andern Morgen nicht erwarten, auch nicht nach ihr schicken, wenn Ernesta's Befinden sich nicht verschlimmere. Sie habe so Mancherlei zu thun, was sie ganz in Anspruch nehme.

In Ernesta's Salon, durch den sie den Weg nehmen mußte, empfand sie erst ganz, wie elend sie sich auch körperlich fühlte.

Ein Schwindel bemächtigte sich ihrer; sie tappte mit geblendeten Augen nach einer Stütze, ihre Hand suchte Halt auf dem Gueridon, die andere griff nach einem Sessel, und während sie ächzend auf diesen niedersank, fiel ein Gegenstand, den sie blind berührt, ihr zu Füßen.

Valerio's Porträt war es, dasselbe, welches ihr Ernesta bei ihrem ersten Besuch gezeigt.

Sie schlug die Hände vor die Augen und so verblieb sie regungslos ganze Minuten lang.

Die Stille um sie her that ihr anfangs wohl; sie hatte zum ersten Mal die Ruhe gefunden, über all' das Geschehene nachzudenken. Aber diese Ruhe machte ihr auch Angst; es beschlich sie so unheimlich, der Gedanke: was beginnen, machte ihre Nerven von Neuem erzittern. In ihr Haus zurückkehren sollte sie, in dasselbe Haus, in welchem dieses undankbare Weib ihr mit gleißnerischer Miene begegnen mußte! Und welche Miene sollte sie ihr zeigen, und ihm, dem sie schon so überlästig geworden durch ihre Liebe?

Mit wankenden Knieen und von Thränen umflorten Augen erhob sie sich, ohne zu wissen, wohin. Sie blickte rathlos umher, schrak aber mit leisem Ausruf zurück und wandte die Augen fort, denn — Valerio trat eben durch die zu Pablo's Zimmern führende Portière.

„Verzeih' mir, Luz, wenn ich Dich störe!" bat er, auch bleich und verstört, als er geräuschlos auf dem Teppich zu ihr geschritten. „Ich kam, um mich nach der armen Ernesta . . ."

Eine heftige Armbewegung Lucy's machte ihn verstummen.

„Kreuze meinen Weg nicht mehr!" rief sie,

ihn mit leichenblassem Gesicht und drohender Miene anstarrend. „Bist Du thöricht genug, Deine Drohung wahr machen zu wollen, die Du mir damals bei unserem Wiedersehen sagtest? Du irrst! Und wäre ich das unglücklichste Weib, das ich vielleicht bin, nichts wird mich vermögen, meiner Pflicht entgegen zu handeln! Hat Dir Ernesta nicht gesagt, Dich nicht in meinem Namen beschworen, mich zu vermeiden, diese Stadt zu verlassen? Muß ich selbst Dir sagen, daß Dein Benehmen eines Mannes unwürdig, daß Du nichts von mir zu erwarten hast, was ich mit meiner Ehre nicht zu vereinbaren im Stande wäre?

„Und mit welchem Schein eines Rechtes wagst Du zu kommen?" fuhr sie fort, nachdem sie ein krampfhaftes Gefühl in der Brust bewältigt. „Jahre liegen zwischen heute und jener Zeit, da ich mit meinem jungen und unerfahrenen Herzen an Dir hing, Jahre ließest Du vergehen, ohne mir ein Zeichen zu geben, daß Du meiner noch gedenkst, während ich, eine Verlassene, jeder Unbill preisgegeben blieb . . ."

„Luz!" unterbrach sie Valerio, feierlich die Hand erhebend. „Du sprichst nicht die Wahrheit. Du warst es, die kein Zeichen gab, die keinen meiner

Briefe beantwortete, wie flehentlich ich Dich auch beschwor . . ."

Mit großen, weit geöffneten Augen, vor denen er erschrak, starrte sie ihn an.

„Ich?" . . . rief sie. „Ich?" . . . Sie schüttelte den Kopf und die Stirn senkend fügte sie hinzu: „Ich errathe! Auch Ernesta's Briefe empfing ich nicht! . . . Aber . . . es sollte so sein und es ist jetzt so! . . . Valerio!" Sie schaute mit schmerzlichem Ausdruck wieder auf. „Ich nehme den Vorwurf zurück, denn ich zweifle nicht an der Wahrheit Deiner Worte! Es war des Oheims Werk, und er hatte doch keinen Segen davon! . . . Nimm, was geschehen, wie ich es nehme! Wir sollten uns nicht gehören; es war des Schicksals Wille!"

„Luz!" Valerio suchte ihre Hand; sie zog dieselbe ängstlich zurück. Er sprach in warmem, bittenden Ton zu ihr, dessen zitternder Klang sie heimlich erschütterte. „Willst Du mir gestatten, Dir eben von Deinem Oheim zu sprechen?"

Lucy zögerte.

„Ich will hören . . . Es wird mich zerstreuen . . . vielleicht!" Sie sank auf den Sessel zurück.

Valerio nahm ihr gegenüber auf einem Tabouret Platz. Mit schlecht verhaltener Unruhe schaute er auf sie, wie sie mit gesenkten Augen dasaß. Was

Ernesta ihm von dem Unglück ihrer Ehe geschrieben, war also dennoch wahr; was Lucy ihm gestern unter einem Lächeln versteckt, heute stand es nur allzu lesbar auf ihrem vergrämten Antlitz.

„Ich will es bekennen, Luz," begann er. „Die Sehnsucht, Dich wieder zu sehen, die ich niemals werde vergessen können, trieb mich hieher, aber auch ein anderer Wille noch sandte mich zu Dir . . . Don Armero begehrt nach Dir!"

Mit dem Ausdruck des Abscheus streckte sie zurückweisend den Arm gegen ihn aus.

„Nichts von ihm! Erinnere mich nicht daran, wie viel ich durch ihn gelitten!"

„Er bereut es, Luz! Er will Dich um Verzeihung bitten! Er ist unglücklich und lebt als ein armer, von körperlichen Leiden gebrochener Mann einsam in Huelva, wohin er mich rufen ließ, um mir seine Botschaft an Dich zu übergeben."

„An mich?" Lucy lächelte mitleidig.

„Don Guino, vor dem Du geflohen, wie ich erst vernahm, als Du fort warst, ist in einem Gefecht mit der Guardia gefallen, sein Vermögen vom Staate konfiszirt."

„Es giebt einen Gott der Gerechtigkeit!"

Lucy faltete, vor sich hinstarrend die Hände im Schooß.

„Er hat Don Armero noch im Sterben beschuldigt, er habe stets den Gewinn mit ihm getheilt, und Don Armero hat wohl Mühe gehabt, sich von diesem Verdacht zu reinigen, wenn ihm dies überhaupt gelungen ist. Seitdem lebt er zurückgezogen von der Welt und jammert nach Dir! Er will Dir all' sein Unrecht abbitten, sein ganzes Vermögen will er Dir geben, wenn Du zurückkehrst. Deine Ehe mit einem Ketzer — verzeih', so sagt er — sei ungültig vor dem spanischen Gesetz."

Mit Spannung beobachtete Valerio den Eindruck seiner Worte; aber Lucy's Antlitz veränderte keinen Zug. Minuten verstrichen; sie saß regungslos, in sich versunken.

„Vor dem Gesetz!" klang es endlich von ihren Lippen. „Aber nicht vor meinem Herzen, vor meinem Gewissen! . . . Und" — sie hob das Antlitz und blickte ihn mit kalter Miene an, „warum übernahmst Du diese Botschaft? . . . Sagte Dir Jemand, ich sei nicht glücklich, und rechnetest Du deshalb auf einen Erfolg dieser Mission?"

Valerio war auf diese Frage nicht gefaßt; er senkte den Blick vor dem ihrigen.

„Ja, man sagte es!" wagte er zu bestätigen.

„Und wer? . . . Ist man in der Heimat dieses Glaubens und wer gab Veranlassung zu demselben?"

Valerio wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Ernesta's Briefe ließen uns so vermuthen,“ sagte er kleinlaut.

„Ernesta!“ Sie lächelte vor sich hin. „Ihr thatet Unrecht, allzu viel Gewicht auf das zu legen, was sie schwatzt . . . die arme Schwester! Sie wollte auch mich stets überzeugen, ich sei nicht glücklich, und . . . ich bin es dennoch! Warum haben Andere ein Interesse, mich unglücklich zu glauben?“

Ihre letzte Frage klang herb und bitter; herausfordernd schaute sie Valerio an.

„Du selbst hast es, gestehe es!“ rief sie, während er schwieg. „Eine Unglückliche glaubst Du überreden, Deinen Wünschen gefügig machen zu können! . . . O, Du irrst! Und wäre ich selbst nicht glücklich, glaubst Du, es gebe ein Elend, das mich vermögen könnte, die Welt zur Zeugin desselben zu machen? Sag' Don Armero, ich begehre seinen Reichthum nicht, ich wolle nicht die Erbin des Fluches sein, der auf diesem ruhen müsse, denn ich selbst hörte es mit an, wie nach jener unseligen Nacht, in welcher Guino mit eigener Hand den Hauptmann der Guardia erschlagen, Don Armero den hohen Gewinn berechnete, den der Erfolg dieser einen Nacht ihnen bringe. Und ich sollte dieser Hand, an welcher das Blut des Gatten einer Freundin klebte, die meinige

reichen! Don Armero wußte, daß Guino ein Mörder; mit ihm stand er in so enger Freundschaft und mich verkaufte er an ihn!“

„Don Armero hat, wenn ich seine Worte, die er mir im Vertrauen gesagt, richtig deute, Alles, was er im Verein mit Guino erworben, an die Kirchen und Klöster geschenkt, aber es bleibt ihm wohl trotzdem noch ein sehr großes Vermögen und seine Seele fühlt das Bedürfniß, auch gegen Dich wieder gut zu machen, was er Dir gethan.“

„Ich verzeihe ihm, weil er schwach und krank ist, wie Du sagtest, und will nur an das denken, was er mir seit meiner Mutter Tode Gutes gethan! Zu ihm zurückkehren aber werde ich niemals . . . niemals!“

Valerio's Mittheilung hatte Lucy schwer ergriffen; in ihrem Herzen war Versöhnung und Verzeihung für den hart geprüften alten Mann. Trauernd und der Vergangenheit gedenkend saß sie da, während er mit verzweifelt zusammengepreßten Händen beschwörend auf sie schaute.

„Luz, kann das Dein wahrer, unabänderlicher Wille sein!“ rief er, sich vor ihr auf die Kniee werfend. „Du bist nicht aufrichtig! Gestehe es: Du bereutest schon lange, was an jenem unseligen Tage geschehen, an welchem ich, aus weiter Ferne um

wenige Minuten zu spät heimkehrend, Dich wiedersehen mußte! Sprich die Wahrheit, Luz, ich beschwöre Dich! Anderen ist ja kein Geheimniß mehr, was Du in Dich zu verschließen Dich mühst! Höre die Bitte Deines Oheims, wenn Du der meinigen das Ohr verschließest! Auf diesen Armen will ich Dich in die Heimat zurück tragen, wo es so schön ist!"

Er suchte in seiner Ekstase ihre Kniee zu umschließen, schaute mit flehenden Augen zu ihr auf.

Und einen Moment wohl überkam sie die Erinnerung an die innige Zuneigung, die sie, fast ein Kind noch, für Valerio empfunden; sie sah diese großen, tiefen Augen, in die sie einst mit kindliche Freude geschaut, hörte den Klang seiner Worte, denen sie einst so gern gelauscht, aber als seine Arme sie berührten, stieß sie ihn zurück, sie erhob sich heftig und blickte zürnend auf den Knieenden.

„Genug, Don Valerio!" rief sie mit vor Entrüstung zitternder Stimme. „Wer gab Ihnen das Recht, mich der Unwahrheit zu zeihen, den Muth, das Weib eines Andern zu beleidigen, dem Ihr Vergehen gegen mich zu gestehen mich nur die Rücksicht für Ernesta, die Gattin Ihres Bruders, zurückhält! Hören Sie die Wahrheit aus meinem Munde: daß ich Hangensteins Weib bin, ihm Treue gerlobt habe, daß ich Niemanden Rechenschaft schulde

ob ich glücklich oder nicht, am wenigsten aber Dem, der es wagt, mich meiner Pflicht abtrünnig machen zu wollen! Meine Antwort für Don Armero sagte ich Ihnen: fügen Sie hinzu, daß ich mit treuem Herzen seiner gedenken wolle, daß ich Don Guino's Schicksal beklage, obgleich er es selbst herausgefordert und über sich gerufen . . . daß ich der schönen Heimat oft gedenke und mich wohl zuweilen das Weh der Sehnsucht beschlichen, ich verhehle es nicht, aber man trieb mich hinaus und so halte ich denn an dem Glauben fest, der mich damals bestimmte, daß es Gottes Hand selbst war, die mich leitete, und . . . sie wird mich nicht verlassen!"

Mit Anstrengung hatte sie die letzten Worte gesprochen; jetzt wandte sie sich hastig ab und die Augen verhüllend, schwankte sie aus dem Zimmer.

Valerio schaute ihr bleich und fassungslos nach. Minuten verstrichen, dann sank er auf den Sessel, den er verlassen, und stützte verzweifelt die Stirn.

„Gottes Hand selbst, die sie geleitet!" rief er dumpf vor sich hin. „Sie ist zu stolz, um unglücklich erscheinen zu wollen, aber sie ist es, denn so, wie sie eben von mir ging, thut keine Glückliche! . . . Ich will Ernesta's Genesung abwarten!" Er hob die Stirn und schaute sinnend vor sich hin. Der Gedanke gab ihm Trost. „Auch jener ältliche

Herr, der sich in der Nacht mir näherte, er wird wissen und mich aufklären können über das, was sie mir verheimlicht! . . . Ich liebe sie; ich habe ein Recht, sie glücklich wissen zu wollen! Ihre Ehe ist ungültig vor unseren Gesetzen, unserer Kirche; ich werde sie gewaltsam zu einem Entschluß treiben, sobald mir klar, was ich so schnell nicht zu durchschauen vermag, und er, der mir mein Ideal mißhandelt, er soll mir kein Hinderniß sein!"

Lange saß er noch da, bis Pablo ihn störte; dieser kam in hoher Aufregung von der Gesandtschaft, wo es ihm keine Ruhe gelassen.

„Wie steht's mit Ernesta?" fragte er besorgt.

Valerio blickte ihn zerfahren an. Was wußte er auf die Frage zu antworten! Pablo hatte ebenso wenig die Sammlung, des Bruders Stimmung zu gewahren; er warf den Hut von sich und eilte in das Krankenzimmer.

„Eschenburg nannte er sich!" fiel es Valerio endlich ein, nachdem er lange über diesen Namen gegrübelt. „Ich will ihm meinen Besuch machen. Von ihm werde ich mehr erfahren!"

XXXVIII.

Mit einer Empfindung des Gehobenseins, als seien ihm Flügel auf dem Nacken gewachsen, hatte John seinen Gönner und Meister verlassen.

Eine schwere Prüfung hatte ihn bis gegen Morgen in Unruhe erhalten, als er sein Logis aufgesucht. Vor ihm lagen die Banknoten. Seiner Kunst, seiner Gewandtheit und Unerschrockenheit verdankte er sie, wenn er auch nur das Werkzeug eines Andern und Klügern war.

Schon als Knabe hatte er sich gern mit kleiner Tischlerei und Schlosserei beschäftigt, hatte Bootshaken und dergleichen geschmiedet und die Boote kalfatern geholfen; Eschenburgs Begehren, als Dilettant bei einem Kunstschlosser in der Werkstatt täglich einige Stunden zu hospitiren, war ihm deshalb eine angenehme und dankbare Beschäftigung gewesen. Kein Schlosser hätte die Nachschlüssel genauer angefertigt als er.

Fünfzigtausend Thaler lagen jetzt vor ihm. Den Kopf auf beide Hände gestützt, glotzte er sie an. Ein Kapital, das ihm gehörte, wenn er wollte!

Eschenburg konnte ihn nicht entschuldigen, ohne sich selbst zu beschuldigen, wenn auch freilich kaum Einer zu glauben gewagt haben würde, daß dieser vornehme Herr ein Gauner sein könne und mit Dieben in Verbindung stehe.

Mit Dieben! Das Wort verletzte doch Johns Stolz; es war ihm wider seinen Willen so in den Sinn gekommen. Aber gab es denn für ihn eine Möglichkeit, sich auf redlichem Wege in Besitz solcher Summen zu setzen, und konnten ihm, nachdem er sich an das Wohlleben gewöhnt, noch die kärglichen Subsistenzmittel genügen, die durch Mühe und Arbeit vielleicht zu erreichen waren?

Und schließlich: wem hatte diese Summe gehört? Seinem Jugendfreunde, der sie kaum vermißte, dem damit eben nur ein Haar ausgerissen worden, der ihm sogar verziehen haben würde, wenn er ihm aus der Ferne ganz aufrichtig geschrieben hätte: „Lieber Wolf, ich war so frei, das Päckchen Banknoten, das ich in Deinem Pulte gefunden, zu behalten, gerade so wie ich damals mit Deiner Erlaubniß das Geld behielt, das ich in Deiner Garderobe fand. Du wirst es kaum entbehrt haben!“

Valeska hätte ihn am wenigsten verrathen können, ohne sich selbst in die Hände der Behörden zu spielen. Alban hatte ihm ihre ganze Carrière,

ihre Schicksale offenherzig erzählt, um sich zu rechtfertigen, wenn er sie nicht heirathen könne, wie er es ihr wohl versprochen. Valeska am wenigsten also konnte ihn verrathen, denn sie waren ja Beide drüben in Amerika in gemeinsame Schicksale verwickelt gewesen.

Was also konnte ihn hindern, das Geld für sich zu behalten? Eschenburgs Vertrauen? . . . Gewiß, es war ein großes Vertrauen, das Jener in seine Ehrlichkeit gesetzt; aber er hatte das müssen, er bedurfte der Handlanger, denn er war ja nur der Organisator, der Stratege, er spürte das Wild auf und die Anderen, seine Werkzeuge . . .

Valeska war ja auch ein solches, und wie er diese wohl honoriren mochte? . . . Aber Valeska war unzuverlässig; sie hatte es ihm in der Nacht gezeigt; fest war sie gewiß nicht; sie bekam stets Anfälle von Reue! Ihm gefiel das, genau betrachtet und das machte sie ihm interessant. Ein wirklich schlechtes Weib, meinte er, sei viel verächtlicher als ein Mann, der im Kampf um das Dasein vielleicht — wie er — nicht immer zu den rechten Mitteln greife; ein Weib mußte Gefühl und ein weiches Herz behalten, mochte es auch einmal vom rechten Wege abkommen.

Valeska zählte also in dieser Angelegenheit nicht,

denn ohne Zweifel war auch sie eine Handlangerin des gemeinschaftlichen Meisters, es fragte sich nur: was war das Klügste?

„Fahre ich weiter unter seiner Flagge," überlegte er, wie er dasaß, „oder zeige ich ihm, daß ich als — Schuft das Recht und sogar ein Verdienst davon habe, einen noch größern zu überlisten? ... Die Sache will reiflich überlegt sein! Die Summe ist nicht unbedeutend, aber doch das nicht, was mir vorschwebt. Sie ist eben für Denjenigen nur eine Summe, der keine größere kennt, dem sie der Gipfel seiner Wünsche sein könnte, nach den Erträgen aber, die jetzt schon in meine Tasche fließen, kann sie für mich von keiner Bedeutung sein.

„Inwiefern das nun mit der rothen Distel seine Richtigkeit hat, weiß ich bis jetzt noch nicht zu beurtheilen," kalkulirte er weiter. „Eschenburg hat große, hohe und weitreichende Verbindungen; er hat sich eine Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen gewußt, von der aus er in alle Verhältnisse hineinzuschauen im Stande, Alles zu erspähen und zu erhorchen vermag, und ich bin überzeugt, während er mich mit meinem Freunde Wolf beschäftigt, spinnt er nach anderer Richtung schon neue, bedeutsame Fäden. Unser sogenannter Baumeister, der so plötzlich in seinem Auftrage neben mir an der Nordsee

auftauchte, beweist mir, über wie viel geheime Kräfte Eschenburg zu verfügen hat. Und Alles in Allem, eigentlich habe ich seit dieser Nacht eine Position gewonnen, die mir gestattet, mich schon jetzt als reichen Mann zu betrachten."

Er zog ein Papier hervor, las es, zufrieden mit dem Kopf nickend, rollte es zu einem großen Fidibus zusammen, verbrannte es über dem Lichte und zertrat die Kohle auf dem Boden.

„Der eigentliche Herr von Hangenstein bin ich, seit ich dieses Schriftstück wieder habe; so steht's geschrieben und verbrieft im Amtsgericht unseres Städtchens; will ich mich also von Eschenburg lossagen, was freilich sehr undankbar wäre, so liegt der Moment in meinem Belieben. Niemand wird behaupten oder gar beweisen können, ich sei nicht als vermögender Mann von Amerika zurückgekehrt, habe nicht die Mittel besessen, das Schloß und das Areal ankaufen zu können. Ich habe deshalb auch so sorgfältig jenen Brief aufgehoben, in welchem Wolf in einer heiteren Laune mir ironisch Glück dazu wünschte, daß ich der Besitzer seines alten Familiensitzes geworden. Kein Richter würde aus jenem Briefe schließen können, daß dieser Glückwunsch nur Ironie; in meinen Händen ist er ein Anerkenntniß. Eschenburg weiß nichts von diesem

Briefe; wozu hätte ich ihm Alles auf die Nase hängen sollen . . . Dem wahrhaftigen Herrn von und zu Hangenstein also —“ er erhob sich und schritt vornehm bewußt mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab — „dem ist die Summe da eine Bagatelle! Sie wird morgen getreulich an Eschenburg ausgehändigt und der arme John van der Recken wird diesmal noch dankbar seine Tantièmen in Empfang nehmen.“

Mit einem gewissen Stolz auf seine Ehrlichkeit suchte er sein Lager. Aber auf diesem beunruhigte ihn ein neuer Gedanke. Eschenburg stand im Wege, wenn er sich züm Besitzer von Schloß Hangenstein aufschwingen wollte. Eschenburg war ein lästiger Zeuge der Verabredung, er konnte bezeugen und ließ sich gewiß nicht so ruhig von ihm, seinem Schüler, düpiren. Aber Eschenburg war schon ein Mann von Jahren, es konnte ihm etwas passiren.

Mit der Vorstellung, daß ja täglich so viel Leute sterben, versank er in den ruhigsten Schlummer.

Als er am Morgen Eschenburg wieder verlassen, suchte er eins der ersten Restaurants und setzte sich zum Frühstück. Er hatte bis zum Abend Zeit und überlegte mit gesättigtem Magen, wie er diese am besten verwende.

Valeska fiel ihm wieder ein. Sie war ihm so

hübsch und graziös gestern Abend erschienen. Dieses junge Weib hatte — er kam immer wieder darauf zurück — ein Etwas, das ihn fesselte, und das hatte sie in dieser Nacht in noch viel höherem Grade gehabt, da er sie nie in so eleganter Toilette gesehen.

Schade, daß es gar keine Möglichkeit gewesen, ihr bei dieser Gelegenheit den Hof zu machen! Auch sie war, als sie ihn erkannt, sichtbar überrascht gewesen, denn auch sie hatte ihn niemals im Gesellschaftsanzuge gesehen. Vielleicht konnten sie sich gegenseitig jetzt mit anderen Augen betrachten.

Er hatte ihr imponirt, und vielleicht hätte er sogar unbesonnen genug sein können, diesen Erfolg bei ihr auszubeuten, wenn sie nicht so erschreckt und und geängstigt vor ihm zurückgewichen wäre, als er, freilich etwas frivol, sie eingeladen, mit ihm in dem dunklen Zimmer zu plaudern.

Wie schlank war diese Gestalt, wie geschmeidig, anmuthig, wie vornehm und elegant ihre Haltung gewesen, und dieser reizende weiße Nacken, diese runden, schönen Arme, die er allerdings schon einmal gesehen, als sie in jener Nacht in New-York im Nachtgewande die Lampe vor ihm erhoben.

Gewiß, sie war ein hübsches Weib, dem näher zu treten der Mühe lohne; schade nur, daß der persönliche Eindruck, den er gestern im Ballanzuge

auf sie gemacht, durch den moralischen hatte beeinträchtigt werden müssen, denn daß ihn keine ehrenhafte Absicht zu dieser Maskerade und in Wolfs Arbeitszimmer geführt, hatte sie errathen.

Aber gleichviel! Was hätten sie einander vorzuwerfen gehabt! Es war Jedes von ihnen gerade so ehrlich und achtbar, wie es sich glauben wollte, und übrigens kam das ja garnicht in Betracht.

John fühlte, während er verdaute und seine Havanna rauchte, immer mehr das Bedürfniß, Valeska zu sehen.

Er hatte sie in der Nacht wieder um ein Rendezvous gebeten; sie hatte zwar ausweichend geantwortet, aber wenn sie nun doch dasselbe Bedürfniß fühlte wie er; wenn sie — und das war sogar wichtig — ihm etwas mitzutheilen hatte, was ihn interessirte, in Bezug auf das Verschwinden jener Summe.

Er blickte nach der Uhr. Es war noch reichlich Zeit den Rendezvousplatz, jene Bank, aufzusuchen und vorher noch eine Spazierfahrt in der Droschke durch den Thiergarten zu machen.

XXXIX.

Valeska hatte sich an diesem Morgen in Fieberschweiß vom Lager erhoben. Mit fliegenden Pulsen inmitten des Zimmers stehend, die hämmernden Schläfen mit den Händen deckend, hatte sie sich vergegenwärtigt, was in der Nacht geschehen.

Mit dem Gedanken, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, war sie im Morgengrauen erwacht und dann wieder in den Zustand vom Fieber geschüttelten Halbbewußtseins versunken.

Diese schmachvolle Existenz sollte aufhören und damit der Fluch gebrochen werden, der sie verfolgte seit dem Tage, da sie in jugendlicher Unerfahrenheit das Opfer dieses Eschenburg geworden. Aber sie wollte nicht aus der Welt gehen, ohne eine That der Sühne — sie wollte die Welt von diesem Scheusal befreien und dann als gute Katholikin mit dem frohen Bewußtsein sterben, jenseits Vergebung zu finden.

In dieser Nacht war das Maß ihrer Schmach übervoll geworden. Sie hatte wiederum die Helferin

dieses Schurken sein müssen, hatte die Hand reichen müssen, um einen Mann wie Hangenstein, den sie schätzte, nicht nur um seinen Frieden, auch um einen Theil seines Vermögens zu bestehlen und wer bürgte ihr dafür, daß Eschenburg, wenn dieser Diebstahl entdeckt wurde, sie in den Verdacht stieß, falls es seine Absicht war, sich ihrer auf diese Weise billig zu entledigen ... Und wenn sie dann vor Gericht gezogen ward ...

Ihr graute vor dem Gedanken, daß ihre Vergangenheit an das Tageslicht gezogen werde, daß sie, die sich in dem Kreise der großen Hangenstein'schen Bekanntschaft die Achtung aller Damen gewonnen, wie eine Verbrecherin dastehen werde. Wer kannte diesen John van der Recken hier, der jedenfalls nach dieser That verschwunden war! Wer hätte ihr das Märchen geglaubt, daß derselbe in der Soirée unter Hangensteins Maske erschienen, um ohne Aufsehen in dessen Arbeitszimmer dringen zu können! Wer hätte ihr Glauben geschenkt, wenn sie von Eschenburgs Schandthaten erzählte, gegen den sie auch nicht den Schein eines Beweises hätte vorbringen können.

Schon einmal war sie in eine ähnliche Lage gedrängt worden; anstatt ihre Unschuld dadurch zu beweisen, daß sie die Schurkereien Derer aufdeckte,

die sie gemißbraucht, ward sie der Verleumdung schuldig befunden, und woher hätte sie jetzt noch den Muth zu Aehnlichem genommen, die schon beim ersten Schritt vor das Gericht als schuldig dastand, weil sie einen falschen Namen trug, den wiederum Eschenburg ihr gegeben.

Er konnte sich herausreden, wenn sie sich auf ihn berufen wollte; er hatte ihr in Florenz nach ihrer Ankunft die Legitimationspapiere der dort im Spital verstorbenen Frau von Kerstowan auf den Tisch gelegt, als habe er sie dort vergessen, und sie, als er wiederkehrte, mit diesem Namen angeredet. Sie hatte es geduldet, als er sie unter demselben Anderen vorgestellt, und nichts — das fühlte sie — gab es in dieser Beziehung zu ihrer Rechtfertigung; nichts auch bot sich ihr, wie viel sie schon darüber gesonnen, was ihr zu einer Handhabe gegen diesen Teufel hätte dienen können, der stets hinter der Coulisse arbeitete.

In wilder Hast kleidete sie sich im Morgengrauen an. Todesstille herrschte noch im Hause. Sie stieß die Fenster auf, denn die verzehrte Luft in den Räumen nahm ihr den Athem und starrte auf die öde Straße.

Die ersten Vögel begannen in den Bäumen umher leise zu zwitschern, die Schwalben machten

für ihre Brut die Frühjagd auf Insekten, in den Morgennebel mischte sich die klärende Tagesfärbung. Sie sank unter der Fensterbrüstung zusammen und lehnte die Stirn auf einen Sessel.

Ein Geräusch weckte sie aus ihrem Hinbrüten. Die Hausglocke war's, die heftig gezogen wurde. Angstvoll lauschend kniete sie da.

Der Portier öffnete das Thor. Sie vernahm die Stimme desselben. „Herr Baron," hörte sie unten ganz deutlich. Dann unterschied sie schwere, dumpfe Tritte unten im Hause.

Er hatte also den Rest der Nacht außerhalb des Hauses verbracht, hatte die Ruhe nicht finden können. Er war unglücklich, und sie, die Verdammte der Gesellschaft, die kein Recht mehr besaß, einen ehrenhaften Mann zu lieben, sie hatte, unter der Wucht dieses Fluches sich aufbäumend, ihm den seinigen ins Gesicht geschleudert, hatte in einem Anfall voll Eifersucht und Neid sein junges Weib verrathen, das ihr so viel Freundschaft gewährt! Sie hatte Eschenburgs Auftrag erfüllt.

Und jetzt, wie sie da kniete, wie das Bewußtsein der unwürdigsten That, ein Gefühl von Zerknirschung über sie kam, war's ihr, als müsse sie hinab zu ihm, als müsse sie ihm sagen, daß sie ge-

logen, daß sie unter dem Druck eines Elenden gehandelt, dem er sein Vertrauen geschenkt.

Sie erhob sich mit wankenden Knieen und that einige Schritte; aber sie zauderte. War's nicht noch Zeit, zu überlegen? Was that es, wenn auch Andere unglücklich? Besaßen diese Anderen das Privilegium, zufrieden zu sein? Und war das Alles, was sie als Rache gegen Eschenburg, ihren Verderber begehrte, der sie vielleicht verlachte, verhöhnte, und unfehlbar wieder über sie triumphirte!

Sie wollte denken, überlegen, ehe sie mit Satanas in den Kampf eintrat. Aber mit so kranken Sinnen! . . . Ihr war's gleichgültig, ob sie zu Grunde ging in diesem Kampf; sie wollte es sogar, denn die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, mit der er sie immer gebändigt, ihr schmeichelnd, daß sie in derselben einer ehrbaren Frauenexistenz zurückgegeben werden solle, die hatte sie aufgegeben, seit ihr die stille Neigung für Wolf die beschämende Ueberzeugung gebracht, daß sie einen unbescholtenen Mann nicht betrügen dürfe, daß aber ein Anderer, einer von Denjenigen, in deren Kreis sie durch Alban drüben in Amerika geführt worden, ihr nur Verachtung einflößen, sie zehnfach elend machen könne, weil er — auch sie nur mit derselben werde behandeln können.

Sie wollte dieses verlorene, unrettbare Leben nicht mehr, das dem Kinde unter äußerlich sorglosen Verhältnissen einst so freudig aufgegangen; aber der es ihr vergiftet, er sollte es bezahlen. Was waren ihr noch die Gerichte, die Strafe, vor der sie so lange auf der Flucht gewesen! Diese Gerichte konnten ihr nicht so viel nehmen, wie sie selbst sich zu nehmen bereit war, diese verfluchte Existenz, ja auch nicht mehr konnte sie ihr nehmen wollen, nachdem sie ihre Rechnung mit diesem Satan geschlossen; vor dem andern, dem höchsten Richter, stand sie jedenfalls schuldlos da.

Wohlthuend, beruhigend durchströmte sie der Gedanke an eine That, das Bewußtsein, endlich Alles überwunden zu haben, was sie so kleinmüthig vor einer solchen zurückgeschreckt.

Sie wankte zurück und sank auf denselben Divan, auf welchem sie Wolf in der Nacht gefunden.

Es war beschlossen in ihr: erst er, dann sie! Die tiefe Morgenstille, die Ruhe, die plötzlich in ihr selbst herrschte, lösten die schreienden Dissonanzen ihres Gemüths. So lange sie stets im Kampfe mit sich selbst und ihrem Geschick hin und her geschleudert von einem Entschluß zum andern, hatte sie sich noch immer an dies elende Dasein geklammert, so lange ihrer Jugend noch die Hoffnung geschmeichelt, sich

noch einmal hinauszustürzen in die weite Welt und ein neues Dasein zu beginnen — so lange hatte die Hoffnung den Ekel an ihrer Existenz, die Reue und die Verzweiflung beschwichtigt. Und focht sie inzwischen auch zuweilen die Mißgunst, die Eifersucht gegen ihre junge Herrin und Freundin an, so beugte sie sich vor der Herzlichkeit derselben und das Bewußtsein, in Wolfs Nähe zu sein, that ihr wohl. Jetzt aber, seit sie sich von Neuem zur Handlangerin ruchloser Intriguen gemacht sah, und der Abscheu vor sich selbst, die Ueberzeugung, daß Eschenburg, nachdem sie seinen Willen gethan, eine Gelegenheit ergreifen werde, sie zu opfern — jetzt übermannte sie die Furcht, marterte sie das Gewissen.

Der Entschluß zu einer erlösenden That, weit entfernt, dämonisch in ihr zu lodern, wiegte sie allgemach in himmlische Ruhe. Wiederum sah sie sich als Kind, als eben erblühende Jungfrau, wie sie unter den Augen der Mutter draußen im Prater auf dem Rasen spielte und selbst als ihre Gedanken sie zu dem Schreckenstage führten, an welchem die Nachricht kam, daß der Vater verhaftet, als die Erinnerung sie zu jenem Momente führte, wo sie . . .

Sie schloß die Augen minutenlang; dann faltete sie die Hände auf der Brust und sprach ein Gebet.

„Es ist ja Alles vorüber, es soll Alles gesühnt werden!“ flüsterte sie mit zitternden Lippen. „Der Gott da oben, der ja auch der Gott der Strafe, der Rache ist, wird mir Rath und Kraft geben und ist es geschehen, auf den Stufen seines Altars will ich nach brünstigem Gebet um Verzeihung diese arme Seele ihm zurückgeben! Und wenn die Welt erfahren sollte, wer die büßende Sünderin ist, Wolf und auch sie, sein Weib, sollen nicht wissen, daß ich so elend gegen sie gehandelt! Durch mich soll Niemand hören, daß ich die strafbare Sklavin dieses Henkers gewesen, und so werden sie mir ein gutes Andenken bewahren!“

Lange noch saß sie da, bis der Tag heraufgegangen und die Sonne die Kronen der Bäume vergoldete. Dann erhob sie sich, kräftiger und gefaßter und ordnete mit Ruhe ihre Toilette.

Sie wollte fort aus diesem Hause, so war ihr Entschluß, denn sie hätte Wolf nicht mehr begegnen können, seit sie sich erinnerte, was sie zu ihm gestern gesprochen, seit sie sich bewußt, daß sie ihm in ihrer Tollheit einen Blick in ihr Herz gewährt. Auch Lucy wollte sie nicht sehen; sie fühlte sich zu schuldbeladen ihr gegenüber.

Die Umstände waren ihrem Vorhaben so günstig. Lucy war jedenfalls um die kranke Schwester be-

schäftigt, das Haus gehörte wieder den Arbeitern, die frühzeitig Alles hinwegzuräumen hatten, aber... Wenn Wolf sie vielleicht aufsuchte, wenn er weitere Auskunft von ihr begehrte, vielleicht gar Rechenschaft über das Andere verlangte, was sie so unbesonnen gewesen, ihm zu verrathen . . .

Sie trat in ihr Schlafgemach und packte mit zitternden Händen auch das Letzte ihrer Habseligkeiten ein, was sie in der Aufregung der Nacht vergessen und dann, als Alles so geordnet, daß sie nicht mehr zurückzukehren brauchte, wenn es so sein sollte, verließ sie die Zimmer.

Niemand bemerkte sie, denn die Handwerker waren bereits da und der Diener und der Portier bei diesen beschäftigt. Hochaufathmend trat sie zum Hause hinaus.

Der Wechsel der Luft, die totale Verstimmung ihrer Nerven bereiteten ihr Schwindel. Sie tappte an den eisernen Gartengeländern der Landhäuser entlang, schwankte dann in die Steige zwischen den Rasen und sank endlich einer Ohnmacht nahe auf eine Bank.

Niemand sah sie, denn Alles war noch so still hier draußen, wo man so spät erwachte.

Dort drüben lag der kleine Teich. Einige Kinder spielten um denselben mit ihren Wärterinnen.

Sie schaute lange und mit fast verschleierten Augen auf die trübe Wasserfläche und ihr Herz begann wieder in unregelmäßigen, oft aussetzenden Takten zu schlagen.

Noch war es zu früh! Es war noch Zeit genug. Sie hatte erst die Aufgabe ihres Lebens zu erfüllen.

Die Morgenluft klärte endlich ihre Sinne. Mit mehr Theilnahme schaute sie umher. Aber die Menschen, die da in kurzer Entfernung an ihr vorübergingen, waren ihr gleichgültig; sie sah nur Schatten in ihnen, und wenn einer sie, die Einsame, mit zudringlicher Neugier anschaute, stieg ihr der Ekel wieder aus dem Herzen herauf.

Niemand hatte ihr wohl gewollt in dieser Welt, und wer sich den Schein gegeben, der hatte sie belogen, mißbraucht; sie war nicht schlecht genug gewesen, um ihnen mit Gleichem zu begegnen, nicht stark genug, um sich vom Sturz aufzurichten, nicht klug genug, um, als sie gesunken, ihrer Umgebung mit gleichen Mitteln zu trotzen, und doch hätten Alle, wie sie da vorübergingen, sie verachtet, wenn sie wußten, wer sie sei . . . sie Alle, die nicht besser, nur glücklicher waren als sie!

Sie wandte sich ab, wollte Niemand sehen; sie verabscheute Alle. Sie wollte denken. Vor sich hin brütend saß sie da und grub in ihrem Gedächtniß

alle die alten Rachepläne aus, die sie schon früher gegen ihren Verderber entworfen. Aber die Gedanken stachen ihr Hirn wie Nadeln; sie fand keinen Zusammenhang, keinen Faden, nur die gehaßte Person dieses Menschen stand vor ihr, sein gleißnerisches Lächeln, sein glattes verbindliches Wesen, mit dem er ihr immer wieder die Hände gebunden und sie, wenn sie sich empört, vor seine Füße gelegt.

Es litt sie nicht mehr am Platz; scheu und blindlings suchte sie in den Gebüschen umher, bis sie eine ganz unbewachte Stätte fand, und hier rang sie in einem Zustand des Paroxismus die Hände, ihre Hände knirschten auf einander, sie zerbrach den Sonnenschirm und warf die Stücke um sich.

„Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren ward!“ ächzte sie, sich auf der Holzbank windend. „Verflucht sei er, dem ich dieses elende Leben danke, er, der im Kerker vielleicht jetzt eben seines Kindes gedenkt, das er der Barmherzigkeit der Tiger und und Hyänen überantwortet, der die arme schwache Mutter in den Tod getrieben! Verflucht sei Alles, Alles, dieses Jammerleben, das mir vergiftet worden, als ich kaum zu erkennen begann, was Leben sei!“

Ueberwältigt, zu Tode ermattet durch innern Kampf, sank ihr Kinn auf die Brust. Mit offenen

Augen saß sie da, während ihre Seele in vollkommene Betäubung versunken.

Niemand störte sie an dem heimlichen abgelegenen Plätzchen. Eine Bonne kam wohl mit ihren Kindern, die Lieblingsspielstätte der Letzteren suchend, aber mitleidig entfernte sie sich, um die scheinbar Schlummernde nicht zu stören. Ein den Thiergarten durchstreifender Hund beschnoperte den Saum ihres Kleides, aber die Ruhe, der Unglücklichen achtend trabte er weiter.

XL.

Die vornehme Welt bewegte sich wieder um ihre gewohnten Stunde auf der Thiergartenpromenade. Nur der Landauer mit den beiden pikanten, fremdländischen Frauengesichtern fehlten diesmal; auch Wolf, Pablo und Eschenburg waren nicht unter den Reitern. Zudem schien das Wetter unsicher; der Himmel bewölkte sich leicht, ein scharfer Wind jagte die hellbraunen Deckblättchen der Akazienknospen wie einen Regen über die Chaussee und der Flaum der Pappelblüthe flog wie Baumwolle durch die Luft, der Pirol und das Rothkelchen sangen ihre Maienlieder in den Bäumen und der Fink klagte melancholisch, es werde wohl Regen geben.

Die Mehrzadl der Fahrenden und Reitenden war heute bei dem unsichern Wetter nur gekommen, um dagewesen zu sein, allenfalls ein Wort über den traurigeu Vorfall der gestrigen Nacht auszutauschen, und früher als sonst leerte sich die Promenade wieder.

John hatte kein Interesse für dieselbe. Sich in die Steige vertiefend, hier und da hinter dem

Buschwerk auslugend, nach der Uhr schauend, umstreifte er die Stätte mit wachsender Ungeduld.

Wenn sie wirklich kam, wollte er nicht der Erste am Platze sein, denn sie konnte, ihn erblickend, plötzlich wieder andern Willens werden und umkehren.

„Sie wird jedenfalls neugierig sein, von mir zu erfahren, oder aber das Bedürfniß fühlen, mir etwas zu sagen, wenn das Geld vermißt worden, Verrathen hat sie mich sicher nicht."

Der Thiergarten leerte sich; es drohte ein Frühlingsgewitter. Nach den Wolken blickend, suchte Alles den Heimweg.

„Das fehlt mir auch noch!" grollte John, den Flüchtigen nachschauend. „Aber wenn ein Weib etwas will, scheut es das bischen Wetter nicht."

Und John täuschte sich nicht. Eine Viertelstunde wohl hatte er vorsichtig die Städte umkreist als er, während Alles nach Obdach suchte, eine Gestalt, jung und behend, in dunker Kleidung, die der Wind auf ihre Glieder preßte, gegen die Strömung der nach Hause Eilenden ankämpfen sah. Durch den Schleier vor sich hinaus blickend, hielt sie in der Entfernung von einigen hundert Schritten an, stand einige Sekunden überlegend und setzte dann schwankend ihren Weg fort.

„Wußt' ich's doch!“ John erhob sich zufrieden und schritt der Kommenden entgegen.

„Ich danke Ihnen, Valeska!“ rief er ihr zu „Ich danke auch dem Wetter, das uns eine unbelästigte Unterhaltung gestatten wird!“

Er wollte ihr die Hand reichen, aber sie sah das nicht, schaute auch durch den dichten Schleier nicht auf. Es schien, als bereue sie gekommen zu sein, jetzt, da sie vor ihm stand, und erst jetzt auch gewahrte er durch den Schleier, wie bleich sie war, wie dunkel der Schatten, der ihre Augen umrahmte.

„Was ist Ihnen! . . . Sie sind krank,“ rief er, bemerkend, wie sie zuckend den Arm ausstreckte, als suche sie in dem Anprall des Windes, der eben durch die Gebüsche fuhr, einen Halt.

Er streckte den seinigen aus und legte ihn besorgt um ihren Leib.

„Sie zittern! Was ist geschehen, Valeska?“ Erschreckend sah er, sich zu ihr beugend, die Entstellung ihrer Züge, die farblosen Lippen, die eingesunkenen Wangen und Augen.

Sie antwortete nicht. Vom Wetter aufgejagt, war sie umhergeirrt, schwindelnd, mit geblendeter Sehkraft, keines Gedankens, keines Wollens mehr fähig, den Tod im Herzen und doch mit dem Brand in demselben, dem ihre Sinne versengenden Trieb,

etwas Furchtbares zu thun — straflos zu thun, denn ihr Tod sollte sie ja schützen vor jeder Verantwortung.

John empfand aufrichtiges Mitleid, als er die Unglückliche, die er so macht- und willenlos, in seinem Arm hielt. Ihre Glieder waren gebrochen, ihre Lippen standen geöffnet, ihre Augen schauten so gläsern.

„Ich will nicht fragen," fuhr er fort, selbst verlegen um Hülfe und den andern Arm über sie streckend, als wolle er sie decken vor den eben herabfallenden Regentropfen, die auf den Blättern der Büsche umher ein trommelndes Geräusch verursachten. „Suchen Sie nur für einige Minuten Kraft zu gewinnen; wir finden ja ein Obdach hier in der Nähe! . . . Valeska, fassen Sie Muth!" beschwor er sie, die Haltlose zur Bank schleppend. „Nur so viel Fassung, um Sie zur Straße drüben führen zu können, wo ich einen Wagen finden werde. Es würde Aufsehen erregen, wenn ich Sie dahin trüge, denn Sie können hier nicht bleiben; das Wetter zieht herauf."

Seine Worte schienen von ihr verstanden zu sein; sie griff plötzlich mit den Armen um sich, suchte sich von der Lehne der Bank aufzurichten und schüttelte abwesend den Kopf. Der Gedanke, von ihm berührt zu werden, ließ sie ihre letzten Kräfte aufbieten.

„Ich kann!" flüsterte sie, ohne aufzuschauen.

„O, ich . . . kann . . .“ Sie erhob sich, lehnte sich auf seinen Arm und blickte verzweifelt vor sich hinaus . . . „Wo sind wir?“

„An derselben Stelle, an der Sie mir versprochen . . .“

„O nein! Es war nicht mein Wille . . . Ich wußte nicht . . . Ich ward von einer Ohnmacht befallen . . . Fremde Leute weckten mich . . . Ich entfloh ihnen . . . Lassen Sie mich . . . ich will allein . . .“

Sie that einige Schritte, hielt dann aber schwankend inne.

„In diesem Zustand, Valeska! . . . Ich sehe es Ihnen an, Sie bedürfen vor Allem einer Stärkung; Ihre Kräfte sind erschöpft; Sie würden sich erholen, wenn . . .“

„Einer Stärkung!“ Sie führte die Hand an die Stirn und preßte den schon vom Regen feuchten Schleier auf dieselbe. Und er kühlte, erfrischte sie. —

John war entschlossen, sie nicht aus den Händen zu lassen. Es war etwas geschehen, was er wissen mußte, und ihr Zustand derart, daß er Gelegenheit gab, sich in ihr Vertrauen einzuschleichen.

„Drüben jenseits der Straße ist ein Restaurant, Sie würden dort Unterkommen finden; der Regen

nimmt zu! Eine Erfrischung wird Sie wieder herstellen."

Valeska nickte vor sich hin. Sie fühlte: das war's, was ihr fehlte.

„Ich verließ im Morgengrauen das Haus, wann mir recht ist," sagte sie, mühsam ihre Gedanken sammelnd ... „Aber ich empfinde den Regen nicht."

„Geben Sie mir Ihren Arm, Valeska, wenn Sie sich irgend im Stande fühlen, die wenigen Schritte gehen zu können. Ich trage Sie so weit, bis wir unter Menschen sind. Es denkt ja in dem Wetter Jeder nur an sich; man wird uns nicht beachten."

„Nein, nein! ... Aber ich ... will! ... Ich fühle einen Schmerz hier innen ... Es ist die Erschöpfung, aber ich bin ja stark!"

„Ich weiß es, Valeska!" Er bemächtigte sich ihres Armes ... „Ich wäre meinerseits stark genug, Sie bis zu jener Allee zu tragen."

Sie wollte ihm furchtsam den Arm wieder entziehen, und so gab er denn nach. Langsam geleitete er sie durch den ersten Steig. Der Regen schlug ihnen ins Gesicht, sie aber schien nichts zu empfinden. Erst als sie die Bäume der Allee mit ihren halb entfalteten Laubdächern erreichten, machte sie sie sich los von ihm und lehnte sich an einen der Stämme.

„Es ist genug!“ sagte sie mit wiederkehrendem Trotz. „Ich werde einen Wagen finden.“

„Und wohin wollen Sie? Haben Sie so wenig Vertrauen für mich und meine Freundschaft, daß Sie selbst diesen Dienst, auf den jeder Ihnen Fremde sogar Anspruch und Berechtigung haben würde . . .“

Zum ersten Mal traf ihn ihr Blick, aber prüfend, argwöhnisch und furchtsam; dann plötzlich schien ein anderer Gedanke sie zu bestimmen. Ohne zu antworten löste sie sich von dem Baume und schwankte vorwärts quer über die Straße.

John folgte ihr zufrieden lächelnd und bemächtigte sich wieder ihres Armes.

„Seltsam,“ dachte er, „was in einem so schwachen Geschöpf doch der Wille vermag! . . . Aber ich habe sie jetzt!“

In dem Restaurant waren die Zimmer leer, denn die Gäste fanden sich hier erst gegen Abend ein. Er bat für seine Gattin, die plötzlich unwohl geworden, um ein stilles Plätzchen, führte Valeska, die ihm jetzt plötzlich so willig, in eines der hinteren Zimmer, und hier sank sie in totaler Entkräftung auf ein Sopha.

John stürzte fort. Ihm lag Alles daran, sie wieder aufzurichten. Mit der zarten Aufmerksamkeit eines Kavaliers brachte er nach wenigen Minuten

selbst eine Tasse Bouillon, eine Flasche Madeira und Biscuit. Forschend ruhte sein Auge auf dem bleichen zurückgelehnten Antlitz, nachdem er die Thür fest hinter sich verschlossen.

Mit sorgsamer Hand hob er den feuchten Schleier und reichte mit den sanftesten, einschmeichelndsten Worten ihr die Erfrischung.

„Sie ist wirklich schlimm daran!" dachte er, vor der Zerstörung ihres Gesichtes erschreckend, die er erst jetzt zu erkennen vermochte. „Beichten soll sie mir, aber nur nichts überstürzen!"

Mii theilnehmendster Miene setzte er sich neben sie, zuschauend, wie sie von dem Gebotenen nippte, wie der Wein ihre zerstörten Nerven belebte und ein Schimmer von Blut wieder auf ihr Antlitz trat.

„Es thut Ihnen noth, Valeska!" bat er dringend, und sie leerte mit dürstenden Lippen das Glas. „Das wird sie redselig machen!" dachte John, und laut setzte er hinzu: „Ihre Hand ist kalt!" Er legte mit Zartheit die seinige auf diese. Ihr Blut mußte wieder in Cirkulation gebracht werden. „Noch dieses eine Glas, denn auch Ihre Kleidung ist naß! Sie könnten ernstlich krank werden."

Valeska wehrte ihm ab; und wie sie, die Hände gefaltet, todmüde und beschämt da vor ihm saß, beobachtete er, daß ihre Brust allmälig wieder in

regelmäßigen Takten zu athmen begann. Er ließ ihr Ruhe; in bescheidener Zurückhaltung schaute er nur dann und wann auf sie, als suche er ihre Wünsche zu belauschen.

„Valeska," begann er endlich fast schüchtern, „Sie haben mir zwar nie ein Recht eingeräumt, Ihr Vertrauen, wenigstens Ihre Freundschaft zu beanspruchen, aber heute glaube ich, wenigstens die letztere erwarten zu dürfen. Es ist ihnen etwas widerfahren; kann ich Ihnen mit aufrichtigem Herzen meinen Beistand, vielleicht meine Hülfe bieten?"

Sie richtete die so krankhaft umdüsterten Augen lange groß und argwöhnisch auf ihn; ihre Miene nahm einen Ausdruck der Mißachtung an. Indeß John schien hierauf gefaßt zu sein.

„Ich möchte Alles vermeiden, was Sie in Ihrer augenblicklichen Verfassung aufregen oder Ihnen unangenehm sein könnte," fuhr er in demselben Tone fort. „Sie denken vielleicht jetzt eben an unser überraschendes Zusammentreffen in der vergangenen Nacht."

Valeska preßte bie Lippen zusammen und senkte die Wimpern. Sie antwortete nicht, aber er sah es ihr an, daß seine Vermuthung begründet. Sie selbst hatte ihm gesagt, daß sie schon im Morgengrauen das Haus verlassen, sie konnte also

von dem Diebstahl nichts wissen. Er überlegte und sie ließ ihm hinreichend Zeit hierzu, denn auch in ihr begannen die Gedanken sich wieder aufzuthürmen, als ihr Wille, ihr Vorhaben die körperliche Schwäche überwunden, aber auch der Wein begann seine Wirkung.

„Es war, aufrichtig gestanden, eigentlich ein recht übermüthiger Streich, den ich für diese Nacht geplant,“ begann er wieder mit der Miene tiefen Nachdenkens. „Sie waren es, die mich darin störte. Wären Sie nicht dazwischen gekommen, er wäre jedenfalls gelungen.“

Valeska hörte nur halb auf ihn; sie war in die eigenen Gedanken versunken und hatte die Hände krampfhaft im Schooß gefaltet.

Eine schöne Frau, eine ganz reizende Frau. Wenn ich mir denke, daß sie in ihrer Heimat als die bezauberndste aller Andalusierinnen gefeiert wurde!“

Valeska hörte jetzt; sie hob langsam und gespannt die Wimpern.

„Schon in Malaga schwärmte ich für sie, als ich ihr auf der Alameda inmitten eines Kranzes von schönen Mädchen begegnete. Schon damals wäre ich um ihretwillen zu jeder Thorheit im Stande gewesen.“

John, der in Windbeuteleien so erfinderisch, hatte schnell ein Märchen bei der Hand das er für ein solches erklären konnte, sobald es ihm paßte. Es gefiel ihm der Nothwendigkeit halber, den unglücklich Liebenden zu spielen.

„Sie beurtheilten mich so falsch, Valeska,“ fuhr er in tragischem Tone fort. „Sehen Sie, ich kannte, ehe ich nach Deutschland zurückkehrte, die schöne junge Frau und ihre Familie; ich liebte sie, die damals gegen ihren Willen schon von ihrem Oheim einem andern verlobt war, liebte sie nicht ganz hoffnungslos. Da aber kam dieser Hangenstein! Gott weiß, wie es ihm gelungen, Lucy's Herz zu bestechen! Als ich von einer Reise nach Lissabon zurückkehrte, war sie sein Weib. Man sprach von einer Entführung, die Sache machte großes Aufsehen in Malaga, ich aber war um eine der schönsten Hoffnungen meines Lebens betrogen.“

Valeska hatte ihm überrascht und mit Spannung zugehört. Was er von Frau von Hangenstein sprach, konnte nicht ganz unwahr sein, denn es stimmte mit dem überein, was sie von Lucy selbst gehört. Er kannte deren frühere Verhältnisse und das machte seine Erzählung glaubwürdig; und dennoch warnte sie ihr Gefühl, zu glauben. Dieser Mensch, den sie in den tadelnswerthesten Ver-

hältnissen gesehen, rühmte sich der Neigung eines jungen Weibes aus guter Familie, dessen er so unwürdig.

John kümmerte sich indeß nicht um die zweifelnde Miene Valeska's. Wie in seine Erinnerungen vertieft, saß er da und fabulirte scheinbar zerstreut weiter:

„Ich sah sie hier wieder. Sie schien nicht glücklich; ich glaubte den einen Blick zu verstehen, der meine ganze Leidenschaft in Flammen setzte, und seitdem fand ich keine Ruhe mehr . . . Um mich kurz zu fassen, denn Sie sind nicht in der Stimmung, Anderer Leid mit zu empfinden, und ich spreche ja nur zu meiner Rechtfertigung: ich benutzte meine Aehnlichkeit mit Hangenstein, die schon Anderen aufgefallen; ein Wagen stand bereit im Hofe, ich wollte sie in sein Arbeitszimmer rufen lassen, das Dunkel desselben begünstigte jedenfalls eine Verwechslung. Ein Diener stand draußen im Hofe mit einer Mantille und sobald ich sie unter einem Vorwand im Wagen hatte, war sie mein! . . . Einen Augenblick dachte ich wohl daran, Sie sollten mir helfen, aber Sie waren so schön gestern Abend, schöner fast als sie!“ schloß er galant.

Valeska erschrak wohl über die Kühnheit dieses Planes: aber durch des eigenen Herzens

wieder so heftige Schläge an sich selbst und ihre Lage gemahnt, blieb derselbe ohne Eindruck auf sie, selbst ohne Erwägung. John wollte ihr nicht Zeit zu einer solchen lassen.

„Sie kennen diesen Herrn von Eschenburg, den Hausfreund des Baron von Hangenstein?“ fragte er.

Valeska zuckte zusammen. Schon der Name flößte ihr Abscheu ein. Sie antwortete nicht, blickte ihn aber wieder groß und fragend an.

„Sie müssen ihn natürlich kennen, da er täglich im Hangensteinschen Hause sein soll,“ setzte er hinzu. „Er scheint ein hochangesehener Mann zu sein.“

„Ein Schurke, wie keinen zweiten die Sonne bescheint!“ murmelte sie vor sich hin.

„Sie sagten . . .“ John that als habe er nicht verstanden.

„Ich danke ihm das ganze Unglück meines Lebens! Durch ihn ward ich in die Hände seiner Konsorten und endlich in die Albans gespielt, nachdem er mich und die Meinigen in Elend und Schande gestürzt.“

„O! . . . Freilich, diese reichen und vornehmen Leute glauben sich Alles gestatten zu können; namentlich die Frauenehre ist ihnen eine Bagatelle! . . .

Also ist er auch einer von diesen!“ setzte er halb für sich und mit affektirtem Staunen hinzu. „Ich will natürlich nicht fragen, was er Ihnen gethan.“

Sie schüttelte mit finsterer Miene den Kopf, als weise auch sie eine solche Frage von sich.

„Sie hassen ihn also, wie ich vermuthe? Dann allerdings kann ich mir wohl vorstellen, was sie durch den täglichen Anblick dieses Mannes im Hangensteinschen Hause gelitten haben. Sie mußten sich sonst doch sehr wohl in demselben befunden haben.“

„Eine Hölle war es für mich!“ Der Wein machte Valeska gesprächig.

„Sollte er — es ist nur so eine Vermuthung von mir — Ihnen die Stellung in dem Hause verschafft haben? Ich war natürlich sehr überrascht, Sie darin zu sehen.“

Mit fest zusammengepreßten Lippen sann Valeska über eine Antwort auf diese Frage; ihre Nerven zitterten noch so heftig, daß sie keinen Rath in sich fand; der Wein verwirrte sie.

„Sie würden also froh sein, wenn Sie dieser Hölle entfliehen könnten?“

„Ja, aber nicht ohne mich an diesem Teufel gerächt zu haben!“ Valeska's Augen leuchteten unheimlich auf, ihre Hand erhob sich drohend.

John stutzte. So also standen die Sachen! Er meinte, der Veranlassung zu dieser Erbitterung, ihrer ganzen Stimmung jetzt auf die Spur zu kommen.

„Das ist so leicht nicht, Valeska! Es ist gefährlich, sich mit dem Teufel anzulegen!“ lächelte er. „Ich meinerseits fürchte mich nicht vor ihm, ich habe ihm schon oft genug ins Auge sehen müssen.“

Totz alledem, was er Eschenburg bereits zu danken hatte, war er ihm feindselig als eben sein Werkzeug, das sich gegen ihn zu kehren bereit. Eschenburg lebte wie ein Fürst; konnte er, John, überzeugt sein, daß dieser Mann nicht die Summen, von denen er nur ein „Trinkgeld“ erhielt, nicht selbst einstecke? Wo war die große Kasse, in welche sie fließen sollten? Freilich bestätigte ihm auch Valeska, daß er ganz ungewöhnlich weit verzweigte Verbindungen haben müsse, aber war er nicht etwa selbst das Haupt der großen internationalen Assoziation, von der er erzählt, wenn er seine Genossenschaft so nannte?

„Ich wäre glücklich, Valeska, wenn ich Ihnen helfen könnte,“ versicherte er mit Wärme, als er sie noch immer wie eine Statue dasitzen sah. „Allerdings hatte ich eine große Schwärmerei für die Frau von Hangenstein, aber seit ich Sie gestern

Abend zum ersten Mal in Gesellschaftstoilette sah . . ."

Valeska stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden. Seine Flunkereien verletzten sie inmitten ihres Ueberlegens, ob er der Mann sei, dem sie vertrauen könne in ihrem Bedürfniß nach Hülfe.

„Ich will Ihnen nichts mehr davon sprechen," beschwichtigte John sie, als sie, in der, da sie seit dem Abend nichts zu sich genommen, der heiße Wein mit der Aufregung vereint immer mehr zu wirken begann, die Farbe plötzlich wechselte und das Blut zur Stirn wallte.

Während nämlich sie an seine Hülfe dachte, erschien sie auch ihm seinerseits plötzlich als eine höchst erwünschte Bundesgenossin. Eschenburg war ja ihr gemeinsamer Feind, wenn es ihm vortheilhaft erscheinen sollte, sich gegen ihn zu erklären, seine Meisterschaft abzuschütteln, und wer wußte denn, wer von ihnen Beiden schließlich noch der Meister? Jenes Papier, das er in der Nacht verbrannt, konnte ihn jetzt schon unabhängig machen, und wenn er in diesem jungen Weibe, das offenbar eine schwere Rechnung mit Eschenburg abzuschließen brannte, die schon so erhitzte Leidenschaft noch schürte . . .

„Wo der Mann noch überlegt, hat das Weib

schon halb gehandelt," dachte John. „Diesen Eschenburg schüttle ich von mir, sobald Wolf die neue Zahlung eingesandt. Vielleicht . . . ich will mit unserem Baumeister sprechen . . . könnten wir unter uns Beiden die Summe theilen, um zu unserem Schaden zu kommen! Ohrmann scheint mir ein verschlossener, in der Wolle gefärbter Schelm zu sein. Ich will doch bei ihm auf den Busch klopfen . . . Vorläufig schmieden wir hier das Eisen. Es ist unbezahlbar, ein rachsüchtiges Weib zu finden, wenn man eines solchen bedarf; denn sie schleudert den Brand auf das Dach, wo unsereins sich vorsichtig eines Zündfadens bedient.

„Aber," hob er wieder an, nachdem er sich den Schein gegeben, als sinne er über ihr Wohl, „Eins muß ich dürfen: Ihnen ein wahrer, aufrichtiger Freund sein! Sie hassen diesen Mann, Sie verlangen eine Genugthuung für all das Ihnen Zugefügte, was ich mir wohl in meiner Phantasie ausmalen kann. Ich biete Ihnen die Hand dazu, Valeska! Sie kennen mich als einen entschlossenen Mann! Nach dem, was über diesen Eschenburg erzählt wird, ist er allerdings ein herzloser, gemeiner Schuft, für den kein Galgen hoch genug . . ." Auch er redete sich in Hitze. „Und dabei spielt er den Aristokraten, bewegt sich in den höchsten Kreisen,

wechselt, wie ich beobachtet habe, mit den Damen zärtliche, wenigstens vertraute Blicke, geht in der Oper von einer Loge zur andern, steht mit fürstlichen Personen auf dem kordialsten Fuß, und Niemand durchschaut seine schwarze Seele. Aber er ist schuld an Ihrem Unglück, Valeska, er hat — lassen Sie mich die traurige Vermuthung aussprechen — Ihr Dasein vergiftet, an dem Sie hängen, denn Sie sind noch so jung."

„Nein, nein, ich hänge nicht an ihm! Ich werfe es von mir, dieses elende, ekle Dasein!"

John sah mit Erschrecken die Emphase, mit der sie wie zum Schwur die Hand erhob, während aus ihren Augen wieder dieselbe Gluth leuchtete.

„Aber ein anderes verlange ich dafür!" fuhr sie halblaut und düster fort, denn der Tod Eschenburgs war in ihr zur fixen Idee geworden, „er hat mein Leben gemordet, dafür ist er mir das seinige schuldig geworden! Jahrelang hat er mich wie eine Närrin behandelt, mich mit Drohungen tiefer und tiefer in Ehrlosigkeit und Schande gestürzt. Noch in dieser Nacht . . ."

Sie starrte ihn erschreckend, sich vor ihm zurückbeugend, mit dem Ausdruck der Furcht und Verachtung an, ihre Lppen bebten, als wollten sie sagen: „Auch Du . . . was thatest Du in dieser

Nacht? Was suchtest Du? Was logst Du mir soeben, und wenn man mich aus Hangensteins Zimmer kommen gesehen, werde ich nicht auch büßen sollen für das, was Du dort verübt?"

John setzte die unbefangenste Miene auf.

„Sie sind unberechenbar, Valeska!" sagte er treuherzig. „Mißtrauen Sie denn auch mir noch immerfort? Sie verlangen Rache an diesem Eschenburg, und ich bot Ihnen meine Hand! Kann ich mehr thun? Wollen Sie Beweise? Gebieten Sie über mich, stellen Sie mich auf die Probe! Ich gestehe Ihnen, ich nehme ein Menschenleben nicht gern auf mein Gewissen, namentlich in meiner gegenwärtigen, sorgenlosen Stellung würde es mir etwas unbequem sein, denn wie ich Ihnen schon sagte, es durfte mir bis jetzt in ganz Europa Niemand etwas vorwerfen, aber Sie haben es mir einmal angethan, und wenn ein schönes Weib etwas begehrt, so ist man willenlos. Sagen Sie mir —" er bemächtigte sich ihrer Hand und leiser, um nicht gehört zu werden, obgleich auch das anstoßende Zimmer leer, fuhr er, sich zu ihr beugend, fort, „sagen Sie mir, was ich thun soll!"

John fühlte, wie ihre Hand in der seinigen plötzlich eiskalt wurde; er sah, wie ihr Herzschlag

stockte, wie seine Frage sie überraschte und doch mit dämonischer Befriedigung erfüllte.

Baleska ließ ihm diese Hand, sie deckte die andere über die Augen. Dann starrte sie jäh auf und blickte scheu umher, als fürchte sie gehört zu werden. Krampfhaft umklammerte sie dabei seine Hand.

„Was geschehen soll, das soll durch mich selbst geschehen!“ flüsterte sie mit brennenden Augen und heißem Athem. „Es würde keine Rache, keine Strafe sein, wenn ich nicht selbst . . . O, ich habe so oft daran gedacht, den Tag wie den eines unermeßliches Freudenfestes ersehnt, an welchem ich meine Rechnung mit diesem Ungeheuer zu schließen im Stande, und Niemand soll mir die Freude dieses einen Momentes stören, wo ich ihm, wenn er im Todeskampf liegt, ins Ohr rufen werde: ‚Du stirbst von Julianens Hand!‘“

Ihre Augen flackerten unstät wie die einer geistig Gestörten, als sie, triumphirend über diesen Gedanken, Johns staunendem Blick begegneten, dann ergab sie sich einem innern Verzücken; ihre Brust arbeitete heftig, um ihren Mund spielten Haß und Schadenfreude und das Zucken ihrer Hände verrieth die noch gesteigerte Wiederkehr ihrer Nerven=

spannung, einen Paroxysmus, der auf eine vorübergehende Störung ihres Organismus deutete.

Und auf eine solche hatte schon seit Tagen die höchste innere Zerfallenheit hingearbeitet. Jenes Delirium, das sie schon in der Nacht befallen, kehrte zurück, John sah sich einem jungen Weibe gegenüber, das er in diesem Zustande zu Allem für fähig halten mußte.

Selbst seine Geistesgegenwart fühlte sich einen Moment hierdurch erschüttert; er schaute sie betroffen an und sah sie so eigenthümlich lächeln, daß es ihm kalt im Herzen ward. Aber ihm konnte nicht daran liegen, sie in den Entschlüssen wankend zu machen, die ihr diese Monomanie eingab. So, wie sie jetzt, als sie sich eben jäh erhoben hatte, vor ihm stand, eine auf Unheil sinnende Furie, so entsprach sie seinen eigenen, durch sie gezeitigten, egoistischen Plänen. Eschenburg mit seiner ganzen internationalen Spitzbubenassoziation sollte ihn nicht kümmern; er glaubte nicht an die letztere. Wo gab es vorurtheilsfreie Leute, die ehrlich genug, sich einer solchen Geschäftspraxis zu unterwerfen; er selbst, John, der sich noch für einen passabel rechtschaffenen Menschen zu halten geneigt, war ja nicht einmal im Stande, auf die Dauer eine solche Selbstlosigkeit zu entwickeln, wie sie Eschenburg begehrte;

dazu gehörte ein Einfaltspinsel, und für einen solchen mochte er ihn halten. Die Summe, die er durch seine Kühnheit und Gewandtheit erworben, that ihm schon bitter leid; er war dumm gewesen. Aber schließlich lag es ja in seiner Hand, sich selbst zum reichen Mann zu machen. Eschenburg hatte dazu die Idee gegeben, Valeska sollte den Urheber und Mittwisser derselben beseitigen und Wolf, sein Freund ... Bah, was war in dieser Welt Freundschaft; wozu gab es Vertrauen, wenn es nicht gemißbraucht werden sollte! Wenn Eschenburg nicht mehr war, mit Wolf wollte er fertig werden.

Er schaute, als Valeska so vor ihm stand, zu ihr auf mit einem Blick, als wolle er bemessen, was er ihr zutrauen dürfe, und sah sie noch immer in einem Zustande der Verzückung, in dem Bewußtsein endlicher Rache schwelgend. Ihre dem Lichte zugewendeten Augen glitzerten in so heißem, verzehrendem Glanz, ihre Lippen standen geöffnet und blendend lag das Licht auf dem weißen Email ihrer Zähne. Um ihre Mundwinkel zitterte der Entschluß, um ihre Schläfen ringelten sich unter dem Hut die kleinen Löckchen, auf den Pulsen derselben leise erbebend, aus den Poren ihrer Stirn drang vor innerer Arbeit der Schweiß.

Mit krampfhafter Heftigkeit riß sie jetzt die im Regen feucht gewordenen Handschuhe vom Gelenk, als bedürfe die Hand der Freiheit, dann wandte sie sich in hastiger Bewegung zu John und starrte ihn mit den vom Blutandrang gerötheten Augen an.

John fuhr zusammen. Es war, während er sie betrachtete, ein eigenthümliches Gefühl über ihn gekommen. Gemeinsames Interesse fesselte ihn seit dieser Stunde, deren Bedeutung er nicht geahnt, als er sie suchte, an dieses Weib, die Gemeinsamkeit eines verbrecherischen Vorhabens, dessen Gedanke in einem schmählich beleidigten, nach Genugthuung verlangenden Weiberherzen geboren, den er aber im schnödesten Eigennutz auszubeuten beabsichtigte.

Unwillkürlich überkam ihn die Erkenntniß dieser wenn auch nicht lauteren, doch berechtigten Motive; nur die Seelenkraft eines mißbrauchten, die unverdiente Schmach empfindenden Weibes konnte der That fähig sein, zu der sie sich rüstete, während er Angesichts ihrer Ekstase sich der Gemeinheit seiner Motive bewußt ward.

Er konnte ihr eine gewisse Bewunderung nicht versagen, ja in diese mischte sich zugleich die ihrer Schönheit, denn es lag in diesem Moment eine gewisse Majestät in ihrer Haltung, ihrem Wesen.

„John van der Recken,“ rief sie, dicht an ihn

herantretend, mit Feierlichkeit, während ihre Augen wieder so groß und glühend auf ihn ruhten, „Sie boten mir Ihre Hülfe; was verlangen Sie dafür? Ich weiß, Sie sind schlecht, und wenn Sie nicht wirklich ganz schlecht sind, so sind Sie gewissenlos und käuflich. Mein Leben ist werthlos, ein ablaufendes Uhrwerk; zu sinken vermag ich nicht mehr in meinen Augen, und mich zu erheben vermag ich noch weniger, ich will es auch nicht versuchen. Mein Herz ist ausgezehrt durch Gram und Selbstvorwurf und das Bewußtsein meiner Schmach wühlt wie ein schneidendes Messer in demselben."

Ihre Stimme war gesunken, ihr Kinn lehnte sich auf die Brust. Einen Moment machte sie den Eindruck einer bußfertigen Magdalena. Aber es war das nur eine vorübergehende Erlahmung ihrer physischen Kräfte; in ihr gohr es weiter und ihre Brust begann wieder heftig zu arbeiten.

„Schon jenseits des Ozeans verfolgten Sie mich mit ihrer Liebe," fuhr sie in dumpfer Resignation fort. „Ich wies Sie zurück; ich klammerte mich damals noch an den Gedanken an eine Zukunft; es konnte ja auch mir, wie so mancher Andern, sich eine barmherzige Hand reichen, und ich glaubte in New=York wenigstens ein Asyl gefunden zu haben ein ruhiges, stilles Dasein, in welchem ich mich

mit meinem Schicksal versöhnen könne. Aber der Fluch folgte mir auch dahin; die Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, zwang mich, die Hehlerin eines Elenden zu sein, an einem Verbrechen Theil zu haben, dem auch Sie nicht fremd waren. Hieher zurückgeflohen, fiel ich wiederum in die Hände meines Würgengels, der mich zu neuem Verbrechen mißbraucht, und flöhe ich heute an das Ende der Welt, der Fluch haftet an meinen Fersen; ich weiß es und bin müde wie ein halb todtgehetztes Wild. Aber nicht ich will den Gnadenstoß empfangen, wie eine blutende Tigerin will ich mich auf meinen Todfeind stürzen, und war mein Leben eine Qual, so soll mein Ende mir eine Wollust sein! . . . Fürchten Sie nichts für sich," setzte sie den Ton wechselnd hinzu, als sie John erschreckt die Farbe verlieren sah. „Ich weiß, Ihr Männer seid feig; ich habe noch keinen gesehen, der mir Achtung abgewonnen hätte, außer einem, der . . ." Sie schloß die Augen, ein Zittern durchlief ihren Körper. „Ich weiß auch, daß Ihre Freundschaft nur Eigennutz; aber was kann ich Ihnen noch geben, was versagen, das Werth für mich hätte! Was ich von Ihnen begehre, ist wenig und gefahrlos, denn ich würde Ihnen von dem, was mein eigen Werk sein soll, nichts einräumen; die That der Verfluchten soll ganz

und ungetheilt sein und erst wenn ich sein Auge brechen gesehen, soll dies hier" — sie fuhr mit der Hand zur Brust — „mich vor den weltlichen Richtern schützen, mit dem ewigen finde ich mich ab!"

Mit düsterer Gluth leuchtete die Flamme der Verzückung wieder aus den Augen des jungen Weibes, aber das Uebermaß des Empfindens erschöpfte die künstlich elekrisirten Kräfte. Sie sank auf den Stuhl zurück und wieder fiel ihr das Kinn auf die Brust.

John hatte sie mit wachsender Bewunderung angehört.

„Valeska," sagte er in ebenso feierlichem Ton, „Sie sind ein heroisches Weib! Sie waren es schon drüben, als ich Sie kennen lernte. Nur ein Geschöpf von Ihrer Seelenstärke konnte sich seinen Werth erhalten unter jenen Schelmen, in deren Gesellschaft Alban Sie geführt; daß auch ich leider unter ihnen war, verdankte ich demselben Mißgeschick, das auch mich verfolgt hatte; aber ich bekenne freiwillig, ich besaß Ihre Größe nicht und die Noth zwang mich zu Manchem, was ich nicht rechtfertigen will. Eins indeß beruhigte mich oft, wenn ich mir gestand: ‚Du bist ein schlechter Kerl geworden, schäme dich!' — der Gedanke nämlich, daß ein Mensch von guter Herkunft und Erziehung in sich immer den Hebel findet, der ihn vor gänzlichem Versinken schützt!

„Was Sie vorhaben, Valeska, will ich nicht tadeln und nicht gutheißen, denn ich kann nicht Richter über Andere sein; ein Recht aber hat nach meiner Ueberzeugung jeder Mensch, selbst zu strafen und zu vergelten, wenn er sieht, daß der Himmel sein Vorrecht nicht übt, daß er den Sünder nicht hienieden schon straft, ihn im Gegentheil die Früchte seiner Thaten im Wohlleben genießen läßt. Mit dem Jenseits hat es wohl seine guten Wege, und was hienieden begangen, das muß deshalb auch hienieden ausgetragen werden; die Praxis haben wir Beide doch in Amerika alle Tage zu sehen Gelegenheit gehabt. Auge um Auge, Zahn um Zahn, das lehrt uns schon die heilige Schrift, die ich leider schon lange vergessen habe, weil ich wirklich wenig Gelegenheit gehabt, mich daran zu erinnern. Darin haben es die Mohamedaner bequemer; die kennen nur ihren Koran und darin ist immer viel von Blut die Rede; mit dem gleichen sie Alles aus, was nicht anders zu schlichten ist. Es ist meine entschiedene Ansicht, daß uns das Leben dessen gehört, der uns das unsrige gestohlen. Andere Völker nennen das Blutrache.

„Aber zu was das Reden, Valeska! Sie verlangen meine Hülfe, und ich will Sie überzeugen, daß ich nicht feig bin. Sie sollen über mich ge-

bieten, Sie sagen mir: ‚Was kann ich Dir geben, was für mich noch Werth hätte!‘ und Sie wissen doch, wie hoch ich Sie schätze! Lassen Sie uns Hand in Hand gehen. Ich bin bereit Ihnen Ihren Beleidiger zu überliefern; Sie sollen Ihre Rache haben, aber Sie sollen sich derselben noch lange erfreuen und das soll Ihr Genuß, Ihre Genugthuung sein. Sie wissen so gut wie ich, wie groß und weit die Welt. Ist er nicht mehr, so werden Sie frei wieder aufathmen, die Welt, das Leben werden Ihnen wieder in neuem und schönerem Licht erscheinen und wollen Sie mich, der ich die Wege kenne, als Ihren Gefährten nehmen . . .“

Valeska streckte, aus ihrem Brüten erwachend, die Hand gegen ihn aus.

„Wären Sie selbst ein ehrlicher Mensch, Sie würden ein Weib mit Füßen treten, das sich selber nicht mehr achtet!“ rief sie mit abgewandtem Antlitz.

John biß sich auf die Lippen. Bei aller Selbstschätzung vermochte er sich doch nicht mehr auf seine Behauptung zu stützen, daß ihm in ganz Europa Niemand etwas nachsagen könne, denn er hatte in der verwichenen Nacht erst den kühnsten Diebstahl begangen und betrachtete er sich gern wie einen höchst anständigen Mann, so bekannte er sich doch auch zu-

weilen, daß er ein Windbeutel und Taugenichts, dem alle Mittel recht waren.

Es lag also Wahrheit in dem, was Valeska eben gesprochen, aber das ging ihm wenig zu Herzen. Er selbst hatte seinen Vorschlag garnicht so ernst gemeint. Sich mit diesem hübschen jungen Weibe auf intimen Fuß setzen, durch sie seine Langeweile am Nordseestrande verscheuchen — denn kurzweilig war sie jedenfalls — dann sie mißbrauchen, um durch sie Eschenburg zu beseitigen, sobald er den rechten Moment gekommen sah, das war ungefähr sein Plan. Sie unglücklich machen konnte er nicht mehr, denn sie selbst hatte sich schon dem Verderben geweiht, sie erschien ihm also wie eine Judith, die aber für ihn den Vorzug hatte, daß sie nicht ihm, sondern einem Andern an den Hals wollte. Er betrachtete sie jetzt mit lüsternem, berechnendem Blick.

„Ich sage nicht das Gegentheil, Valeska, so weit Ihre Aeußerung mich betrifft, aber zwischen uns muß das nicht so genau genommen werden; übrigens sehen Sie, daß ich mir eine sehr anständige Stellung erworben, in der ich Ihnen Schutz und Hülfe angedeihen lassen kann . . . Sprechen wir also vernünftig, Valeska!“ Er rückte ihr näher und beugte sich zu ihr. „Ich frage nicht, was Sie, wie ich annehme, aus dem Hangensteinschen Hause getrieben

hat; ich vermuthe nur, daß Sie nicht in dasselbe zurückkehren wollen."

„Nein, niemals!" Valeska verhüllte ihr Gesicht.

„Und wohin wollen Sie?"

„Ich weiß es nicht!"

„Gut denn! Leider zwingen mich Geschäfte, heute Abend zu verreisen, aber ich kehre in einigen Tagen zurück. Meine Wohnung gehört mir noch bis zum Monat Juli; sie steht Ihnen offen; ich will, wenn ich wiederkomme, in ein Hotel gehen, um Sie nicht zu belästigen; Sie können in dem Hause für eine Verwandte von mir gelten. Aber ein Versprechen müssen Sie mir geben! Ich betrachte mich wie Ihren Schirm und Hort; ich habe Ihnen gelobt, Ihrem Vorhaben meine Hand zu leihen, Sie geloben dagegen, meine Rückkehr hier abzuwarten und inzwischen nichts zu thun, was mich von meinem Versprechen entbinden müßte, denn Sie könnten die ganze Sache verderben."

Valeska schien unschlüssig, ihr Blut hatte sich zwar abgekühlt und ihre Pulse gingen ruhiger, aber des Weibes leidenschaftlicher Drang nach unmittelbarer Ausführung einmal gefaßter Pläne wollte sich nicht beschwichtigen.

„Bedenken Sie, daß jede Rache kalt genossen werden soll!" fuhr John fort. „Ich würde Ihnen

den Vorschlag machen, mich auf meiner Reise zu begleiten, da Sie doch Niemandem mehr Rücksicht schuldig; wir würden unterwegs überlegen, und dann gemeinschaftlich hieher zurückkehren können. Eschenburg entgeht uns inzwischen nicht."

Sie schüttelte ablehnend das Haupt.

„Ueberlassen Sie mich mir selbst!" sagte sie unwillig, die Hände im Schooß heftig verschlingend, als ringe sie wieder mit neuen Gedanken. „Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß Sie mich noch finden werden."

„Und warum nicht? Soll denn umsonst gewesen sein, was wir soeben gesprochen haben?"

Sie sann auf eine Antwort.

„Ist so Vieles umsonst gewesen, warum nicht auch dies? Ich bin stark genug, allein zu handeln." Sie erhob sich und griff nach den vor ihr liegenden Handschuhen.

„Valeska!" Besorgt, daß ihr Eigensinn in blinder Ueberstürzung Alles vereiteln könne, erfaßte er mit gebieterischer Miene ihren Arm. „Sie handeln wie ein sinnloses Weib, wie ein Kind! Glauben Sie etwa, Sie seien einem Manne gewachsen, den ich für einen abgefeimten Schurken zu halten berechtigt bin? Glauben Sie er werde nicht errathen, was Sie im Schilde führen, wenn sie so wenig im

Stande sind sich zu beherrschen? Ein Wink von ihm, der so viel Einfluß hat, und Sie sitzen hinter Schloß und Riegel, während er sich ins Fäustchen lacht! Ich will Ihnen noch mehr sagen, um Sie zur Vorsicht zu zwingen."

John machte eine Pause, um zu überlegen, ob er klug handle.

„In der vergangenen Nacht soll, so erzählte man sich heute früh, eine bedeutende Summe aus dem Arbeitszimmer des Baron Hangenstein . . . verschwunden sein!"

Valeska erzitterte; sie schaute mit großen bangen Augen verwirrt zu ihm auf.

„Sie waren in diesem Zimmer! Es unterliegt keinem Zweifel, daß einer der Dienerschaft sie gesehen hat!"

Valeska sah ihre Angst bestätigt. Ihr Herz krampfte sich so zusammen, daß ihr der Athem fehlte und das Blut in ihren Adern stockte. Nur ihre Augen suchten zu sprechen, sie weiteten sich, aus ihren Höhlen tretend.

Er, den sie im Verdacht hatte, etwas Verbrecherisches in jenem Zimmer begangen zu haben, er wagte ihr dies zu sagen; er, den sie doch zu stören gesucht! . . . Und ein Diebstahl . . . eine bedeutende Summe! . . . Sie schlug die Hände vor

das Gesicht, sank mit schlotternden Knieen auf den Stuhl zurück und begann zu schluchzen.

Ihr Muth, ihre Rachsucht waren für den Moment gebrochen. Der Fluch, der sie erbarmenlos verfolgte, war stärker als sie. Wer hätte ihr geglaubt, der schon den Strafgesetzen Verfallene, wenn sie ihre Unschuld betheuern wollte, und das mußte ihr dieser Mensch sagen! Von Verzweiflung übermannt, ihrer Pläne nicht mehr gedenkend, riß sie das Mieder auf und zog eine kleine Kristallphiole hervor.

„Halt'! So weit sind wir noch nicht!“ John erfaßte ihre Hand und hielt sie mit kräftigem Druck. Sie rang mit ihm, die Verzweiflung gab ihr eine Kraft, die John überraschte.

„Ich will's ja nicht nehmen!“ beschwichtigte er sie, als er mit Schrecken in das glutrothe Antlitz, in die von Blut gerötheten Augen sah, die so flehend, aber auch so entschlossen zu ihm aufgerichtet waren. „Sie geloben mir heilig, keine Thorheit zu begehen?“

Sie schwieg noch immer, aber der Heroismus in ihr war ebenso schnell in Verzagtheit untergegangen.

„Nehmen Sie doch die Dinge, wie sie sind, arme Valeska,“ tröstete er, ihre Hand noch immer haltend und den Arm um ihre Taille legend, ohne daß sie dies zu fühlen schien. „Wer einmal schon

tragen muß, dem packen sie Alles auf die Schultern. Es ist wohl nicht schwer, vor uns selbst wieder ehrlich zu werden, aber daß die Anderen es uns glauben, das ist die Schwierigkeit. Die Rechtschaffenen thun es wohl, aber die vielen Anderen, die da straflos umherlaufen und noch das große Wort führen, das sind die Schlimmsten."

„So sprach ein Mann zu ihr, der fast vor ihren Augen in der Nacht selbst den Diebstahl begangen, und ihm hatte sie sich anvertraut, auf ihn hatte sie gerechnet! Er, ein Lügner, ein Dieb, ein . . . Verbrecher, denn sie selber hatte ja drüben gesehen, zu was er fähig, er hatte sich gewissermaßen zu ihrem Beichtiger gemacht, er nannte Eschenburg einen Schurken und war nicht besser als jener!

Sie bereute, was sie gethan, seit dieser Hochstapler sie heute wieder aufgefunden, und dennoch lag in Johns Freimuth und Vorurtheilslosigkeit etwas, das in ihr wieder für ihn sprach; er war schlecht aus Leichtsinn, aus Arbeitsscheu, aus Charakterlosigkeit, und aus seinen Worten klang deshalb immer ein Ton heraus, der von einer guten Saite kam.

Valeska entriß ihm die Hand, ihn überrumpelnd, während er sie anblickte und auf die Wirkung seiner Rede wartete. Hastig barg sie die kleine Phiole

wieder am Busen, sie schloß das Kleid mit zitternden Händen.

„Ich will fort!“ flüsterte sie vor sich hin . . . „Leben Sie wohl!“ Sie wandte sich; John vertrat ihr den Weg.

„Sie sagen mir nichts, Valeska?“

„Nein!“ Sie blickte ihn mit noch immer vom Blut gefärbtem Antlitz an und stampfte mit dem Fuß und jetzt kreuzte plötzlich ein Gedanke ihr Hirn. „Ich verachte auch Sie,“ rief sie mit entstelltem Antlitz, „denn Sie sind nicht besser als er, und . . .“ sie streckte den Arm gegen ihn aus . . . erst jetzt durchschaue ich Sie! Sie selbst sind eine Kreatur Eschenburg, Sie bestahlen Hangenstein im Einverständniß mit ihm und ich sollte als die Diebin gelten! Sie sind vielleicht von ihm beauftragt mich zu suchen.“

John unterbrach sie, mitleidig lächelnd.

„Wie Sie sich echauffiren, Valeska!“ Er legte ihr kordial die Hand auf die Schulter, die sie mit Abscheu von sich schüttelte. „Hab' ich denn geleugnet, daß ich Eschenburg kenne? . . . Wären Sie kein Weib und nicht so unvorsichtig plauderhaft, wie Sie sich zeigten, wir hätten anders miteinander reden können!“

Valeska starrte ihn an, entsetzt bei der Einsicht

daß dieser ihr zu spät gekommene Verdacht sich bestätigte. Sie hatte sich blind in die Hände eines von Eschenburgs Konsorten gegeben und sah sich wiederum in einem Zauberkreis, aus dem es keinen Ausweg gab.

„Ich glaube, liebe Valeska, wir sind endlich unfreiwillig auf dem Punkt gelangt, auf welchem wir uns schon hätten verständigen können," fuhr John im Tone der Ueberlegenheit fort; aber wenn Sie mich eine Kreatur Eschenburgs nennen, so thun Sie mir Unrecht, ich muß dies ausdrücklich vorausschicken, und wenn ich Ihnen die Hand gegen denselben bot, so geschah dies in aufrichtiger Absicht. Sie hassen diesen Menschen und mir — fragen Sie nicht weiter — mir ist er lästig. Dies ist der Boden, auf welchem wir uns verständigen werden."

„Sie belügen mich! Ich durchschaue Sie!" rief Valeska heftig.

„Ich habe nie aufrichtiger die Wahrheit gesprochen als jetzt eben! Kann ich mehr thun, als vor Ihnen auch meine Karten auflegen? Es ist die reine Wahrheit, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich allerdings eine kurze Zeitlang unter seiner Piratenflagge gefahren; er fischte mich auf, als ich so ziemlich dem Untergang nahe war, und ich gestehe, daß es meiner Eitelkeit schmeichelte, als er mir einen ge-

wandten, fähigen Menschen entdeckt zu haben meinte. Ich zeigte ihm, daß er sich in mir nicht getäuscht und — da wir einmal Bundesgenossen gegen ihn sind, mögen Sie denn auch erfahren, daß dieselbe Eitelkeit und natürlich auch ein bischen Eigennutz mich treibt, ihm zu beweisen, daß aus den Schülern die Meister werden oder mit anderen Worten, daß ich nicht der Dummkopf bin, für den er mich hält.

„Hier meine Hand!" rief er feierlichst. „Vereinigen wir uns in der Losung: er muß fallen! Ihnen soll die That sein! Und finden Sie nach derselben, daß die Welt Ihnen wieder schöner erscheint, ich werde Ihre Flucht schützen, ich weiß ein abgelegenes Plätzchen, wo Niemand Sie suchen wird!"

Valeska hörte seine Worte in einem Taumel; ihre Sinne waren verwirrt; sie sank auf den Stuhl zurück, ihre Hände fielen herab.

„Es sei so!" hauchte sie endlich überzeugt. Ihre Augen schlossen sich; geistige und körperliche Erschöpfung übermannte sie und John stand vor einer Ohnmächtigen.

XLI.

John hatte wohl nicht so ganz Unrecht, wenn er sagte, der Himmel übe nicht immer sein Privileg, die Schlechten hienieden schon zu bestrafen, denn Eschenburg lebte wie ein Fürst und hatte ein seltenes Glück in seinen Operationen.

Er hatte eben die Gewohnheit, seine Opfer mit unermüdlicher Ausdauer zu suchen, und sie dann langsam derart in sein Netz zu spinnen, daß nur ganz unberechenbare Zwischenfälle sie retten konnten. Dabei gab er mit vollen Händen an seine Komplizen und Agenten, die mit reichen Prozenten betheiligt wurden und deshalb stets seinem Wink zu Gebote standen, immer im Voraus gewiß, daß Eschenburg Alles schon zu unfehlbarem Gelingen vorbereitet, wenn er sie zur Mitwirkung aufbot.

Die Schilderung, die er John damals von seiner „Assoziation" gemacht, war wohl hinsichtlich der Ausbreitung und ihres gesellschaftlichen Einflusses ein wenig übertrieben, indeß nicht ganz unberechtigt; er hatte ihm nur verschwiegen, daß er

selbst die Seele dieser Bande von Hochstaplern, falschen Spielern und Schnapphähnen jeder Art, jeder gesellschaftlichen Stellung sei, daß er der Zigeunerkönig dieser gefährlichen, in jeder Gesellschaftssphäre operirenden Genossenschaft.

Seit lange hatte er vielleicht zum ersten Male nicht ganz den richtigen Griff gethan, indem er John van der Recken in seine Interessen hineinzog, aber er bedurfte desselben als des intimen Freundes des von ihm so lange und konsequent gesuchten und dann verfolgten Opfers und war mit ihm bisher zufrieden. Es war nur ein Uebelstand für ihn, daß John bereits mit Valeska bekannt, die dem Letzteren Veranlassung gab, Eschenburgs Uneigennützigkeit als Gauner zu bezweifeln und deshalb auch für sich auf diese Tugend zu verzichten.

Ein Mann wie Wolf, ohne jede Lebensklugheit, mit dem Bedürfniß, sich von der ganzen Welt abzuschließen und doch gezwungen mit dem Strom zu schwimmen, dabei abgeneigt, sich Anderen mitzutheilen, Anderer Rath zu hören — er mußte dem einen blindlings folgen, der es verstanden, sich ausschließlich sein Vertrauen zu gewinnen.

Eschenburg war deshalb sein Rathgeber in allen finanziellen Angelegenheiten geworden, denn er hörte ihn nicht nur mit erstaunlicher Sachkenntniß und

Erfahrung sprechen, er hörte ihn auch als eine Autorität von allen Seiten rühmen — nämlich von Seiten Derer, mit denen Eschenburg ihn zu seinen Zwecken in Beziehung gebracht.

Der Letztere wußte deshalb sehr bald, wie groß sein Vermögen; er verwickelte ihn in Spekulationen, deren Berechnungen er leitete. Er addirte ihm Gewinne heraus, die auf dem Papier namentlich für Den verlockend erschienen, der nicht zu rechnen versteht; er warnte ihn, Beispiele anführend, etwaige Rathschläge seines Bankhauses zu befolgen, da die Bankiers ihren Kunden die schlechtesten Effekten, die sie los sein wollten, aufzuhängen gewohnt seien, und engagirte ihn in phantastische Unternehmungen, die seine Freunde, Winkelagenten, durch bestechliche Börsenblätter ausposaunen ließen; er sandte ihm auch wuchtige Dividenden ins Haus und berechnete ihm immer wieder hier und dort einen Gewinn, der ihm auch gezahlt wurde.

Während Wolf aber ein schwer reicher Mann zu sein glaubte, hatte er den Kasten voll von mehr als fraglichen Effekten, und Eschenburg täuschte auch das Bankhaus über die Verwendung all der Summen, in dem Komptoir erzählend, Baron Hangenstein habe wieder einen Güterkomplex angekauft, denn daß dieser nicht selbst von der Verwendung

der erhobenen Kapitalien sprechen werde, dafür kannte er seinen verschlossenen Freund hinreichend.

Wolf zählte übrigens nicht einmal die Dividenden, die er durch Eschenburgs kluge Rathschläge einnahm; er zählte auch nicht, was er verspielte, was er für edle Pferde ausgab, was die Wiederherstellung seines Familiensitzes kostete. Er bezog Summen zu Hunderttausenden von seinem Bankhaus, das sich wenig Sorge um die Verwendung machte, weil es nicht gefragt wurde, denn Wolf, wenn er persönlich kam, erschien eben nur an dem Schalter des Kassirers, empfing sein Geld und entfernte sich wieder.

Auch das gesellschaftliche Hürdenrennen, in welches man ihn hineingerissen, stumpfte ihn gegen pekuniäre Angelegenheiten ab und jetzt endlich hatte ihn Eschenburg da, wohin er ihn hatte bringen wollen: während er sich immer den Schein gegeben, als sei er der größte Verehrer der Schönheit und Tugend der jungen Frau, hatte er Wolf doch die Ueberzeugung beigebracht, daß er die größte Thorheit begangen, als er sich Hals über Kopf in eine unglückliche Ehe gestürzt.

„Ich tauge nicht zum Ehemann!“ hatte ihm Wolf oft gesagt, aber Lucy hatte so viel Liebenswerthes, das ihn immer wieder mit dem versöhnet,

was er seine größte Dummheit nannte, bis dieser unselige Valerio erscheinen mußte, dessen hartnäckige Leidenschaft den Funken in das Pulverfaß warf.

Und Eschenburgs Glück mußte auch noch das Aeußerste gelingen! Er, der seit dem frühen Morgen schon das Haus Wolfs und das Pablo's hatte bewachen lassen, er wußte, daß Lucy ihre arme Schwester in ihre Wohnung begleitet, daß Valerio sehr aufgeregt schon zweimal den Weg zu Pablo's Wohnung gemacht. Die Pflicht als Hausfreund, sich persönlich nach dem Befinden des kranken Irrwischs zu erkundigen, gab ihm einen günstigen Vorwand, Wolf mit sich in diese Wohnung zu schleppen. Und da mußte dieser Zeuge des Moments sein, in welchem der sanguinische Valerio sich vor Lucy's Füße geworfen, ihre Kniee umklammerte. Eschenburg, die junge Frau besser kennend als ihr eigener Gatte, hatte bei diesem Anblick eiligst die Thür wieder geschlossen, scheinbar aus Barmherzigkeit für den Betrogenen, in Wirklichkeit aber, um diesem nicht Zeit zu lassen, auch mit anzusehen, was von einer tugendhaften Frau in dieser Situation zu erwarten war.

Eschenburg hatte somit sein Spiel gewonnen. Es galt, Wolf von einer unmittelbaren That abzuhalten. Und auch hierin begünstigte ihn der Zu-

fall, denn Pablo trat eben mit dem Arzt in den Korridor, in welchem Wolf durch den Anblick dieser Scene wie vom Blitz getroffen dastand. Pablo ergriff in seiner Aufregung Wolfs Hand, um ihm herzlich für seine Theilnahme zu danken und ihm über Ernesta's Zustand zu erzählen. Auch der Arzt sagte ihm Artigkeiten, Eschenburg selbst deckte inzwischen mit seiner Person die Thür zum Salon und so gelang es ihm, Wolf, der in seiner Empörung und Verwirrung keiner Antwort fähig gewesen, die Treppe hinab und zum Hause hinaus zu schleppen.

„Keine Uebereilung! Keine Thorheit!" beschwor er ihn hier, als Wolf den mächtigen Rücken gegen das Thor lehnte und, während seine Brust mit tiefen und heftigen Zügen arbeitete, auf den Boden starrte. „Was geschehen, ist allerdings unerhört und hat auch mich vollständig irre gemacht in meinem Urtheil, aber Fassung, Ueberlegung, armer Freund! Ich hätte das nicht geglaubt, aber sie ist ein Weib! Vielleicht, wahrscheinlich eine erste Liebe; aber das rechtfertigt nimmer . . ."

Wolf richtete sich auf; mit zusammengezogenen Brauen, die Augen halb geschlossen, die herabhängenden Hände geballt, wandte er das Antlitz zur Thür zurück.

„Nur nicht jetzt, ich beschwöre Sie! Bedenken

Sie den Zustand der Kranken! Sie sind ein Mann; Sie sollen wie ein solcher handeln, mit Ruhe und Bewußtsein!“ Eschenburg hattte sich zwischen ihn und das Thor gedrängt und legte ihm die Hand vor die Brust. „Der Gegner ist Ihrer kaum würdig, ein junger, unbesonnener Mann, von dem Sie ein Druck Ihrer Hand befreien könnte; aber wäre Ihr verlorenes Glück dadurch wieder hergestellt? Kommen Sie, ich beschwöre Sie, und hören Sie die Meinung eines ältern Freundes, der, ich bekenne Ihnen jetzt, was ich stets verschwiegen, leider aus Erfahrung sprechen kann.“

Er zog ihn mit sich fort, der wie betäubt seinen Arm ihm überließ und in sich etwas Ungeheuerliches zu brüten schien. Erst an einem stillen Platz der Anlagen hielt Eschenburg inne.

„Aus Erfahrung, sage ich Ihnen, die mich gelehrt hat, daß wenn die Ehre eines Gatten so gröblich verletzt wird, das Weib viel schuldiger als der Beleidiger, zumal wenn frühere Beziehungen obwalten, die nur scheinbar, nur äußerlich zerrissen, innerlich aber fortgelebt haben.“

Wolf hörte wohl, aber was konnte ihm gesagt werden, das nicht sein eigenes Gefühl am richtigsten beurtheilte; nur das Eine, daß das Weib der schul-

dige Theil, das ahnte auch er. In finsterem Grimm schritt er neben Eschenburg.

„Sie erinnern sich der Worte, die ich Ihnen schon gesprochen wenn ich dieses heutige gesellschaftliche Treiben, ein grundsatzloses, frivoles Durcheinander, beobachtete, in welchem das Weib, allen sittlichen Gesetzen Hohn sprechend, weit entfernt, dem Gatten eine treue Gehülfin in seinen Sorgen zu sein, im Schweiße nach dem Erwerb ringen läßt, während es selbst seine Tagesstunden mit dem eitelsten Tand ausfüllt und die Nacht mißbraucht, um in demselben zu glänzen, zu locken, zu — warum soll ich es nicht beim rechten Namen nennen — zu verführen! . . . Aber wozu Ihnen das wiederholen! Wer versucht sein will, dem fehlt der Versucher nicht; ein Weib hat tausend Waffen, ihn von sich zu halten, wenn es ihm nicht auf halbem Wege entgegenkommen will, und bedenken Sie, welch eine Macht über sich selbst muß der Mann besitzen, wenn ihn die Versuchung in Gestalt vollendeter Schönheit und Anmuth hinreißt.

„Und doch — ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen — will ich keine Ansicht über diesen Vorfall äußern!" reservirte er sich. „Fühlte sich ihre Gattin vielleicht nicht ganz glücklich, beschlich sie vielleicht zuweilen die Sehnsucht nach der sonnigen

Heimat, so mochte sie in diesem jungen Manne einen Boten aus derselben erblickt haben. Irre ich mich nicht, so sagte er selbst mir, ihr Oheim — Sie wissen ja — verlange nach ihr, man vermisse sie, und Sie kennen ja die Geschichte von der schönen Melusine, die ihr Element nicht vergessen konnte! Ich mißtraute gleich diesem jungen Mann, bis ich ihn gestern erblickte; er schien in bestimmten, geheimen Absichten gekommen zu sein, die er ganz zu maskiren nicht reif und gewandt genug, und — ich weiß nicht, wie mir gestern Abend bei seinem Anblick unwillkürlich die Idee kam oder vielmehr ein alter Gedanke aufstieg, derselbe nämlich, dem ich mich damals nicht verschließen konnte, als ich Sie so plötzlich als Ehemann sah; ich kann einmal das stille Beobachten und Kombiniren nicht lassen — ich fürchtete schon immer, Ihre Gegner in Malaga, namentlich der Oheim, würden die katholische Kirche aufbieten, durch dieselbe Ihre Ehe nach dortigen Gesetzen für ungültig erklären lassen, was freilich Ihnen hier sehr gleichgültig hätte sein können, wenn . . .

„Aber ich ermüde Sie, lieber Freund," unterbrach er sich, als Wolf plötzlich mit heftigen, schnellen Schritten einen Vorsprung gewann; er hängte sich wieder in seinen Arm. „Ich als aufrichtigster Freund

habe die Pflicht, alle Möglichkeiten zu ermessen, Frieden und Versöhnung zu stiften, falls ..."

Wolf wies dies mit einer schroffen Armbewegung zurück.

„Sie zu beruhigen, zu kühlerem Denken über das Geschehene zu bewegen," fuhr er fort. „Zur Rechtfertigung oder Entschuldigung Ihrer Gattin kam mir also die Erwägung, ob hier nicht eine Teufelei im Spiel, an der sie keine Schuld trägt. Ich erinnere mich nämlich jetzt erst einiger mir damals unbefangen klingenden Aeußerungen unseres bedauernswerthen schönen Irrwisches, der sich's nicht nehmen lassen wollte, daß die Ehe ihrer Schwester eine unglückliche sei oder werden müsse. Man durfte auf Ansichten aus diesem Munde kein Gewicht legen; aber ich kann mich ja auch täuschen und gab vielleicht einzelnen vertraulichen Andeutungen der Frau von Kerstowan mehr Raum in mir, als sie verdienten ..."

„Der Frau von Kerstowan!" stieß Wolf heraus, seine Schritte hemmend und ihn mit blöden Augen anstarrend.

„Nun ja! Ich nehme Ihre Gattin in Schutz, aber ich stehe doch mit meinem Freundesherzen auf Ihrer Seite, ich, der ich der einzige Eingeweihte in die Geschichte Ihrer Ehe bin! ... Frau von Ker=

stowan sagte mir einmal absichtslos, die Baronin von Hangenstein scheine heimlich in lebhafter Korrespondenz mit ihrer Heimat zu stehen, die durch ihrer Schwester Hände gehe. Es war dies ja so erklärlich; ich fand nichts Tadelnswerthes darin. Die Briefe sollen in spanischer Sprache geschrieben worden sein; einer derselben, den sie am Busen getragen, entfiel ihr eines Abends, als sie von ihrer Schwester gekommen; sie barg ihn hastig wieder... Aber wer durfte denn Schlimmes davon denken! Auch Frau von Kerstowan achtete wenig darauf..."

„Eschenburg, schweigen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich umkehre und diesen Elenden erwürge!" stöhnte Wolf mit leichenblassem Antlitz.

Dieser that, als erschrecke er über sich selbst, und verstand es, fast noch bleicher zu werden als Wolf. Mit der Miene des bittersten Selbstvorwurfs biß er die Lippen zusammen und flüsterte halblaut vor sich hin:

„Gott verzeih' es mir, wenn ich aus inniger Freundschaft ein Unglück angerichtet! Ich war geschwätzig wie ein Weib... Vergessen Sie, was ich sprach!" setzte er laut und mit bebender Stimme hinzu. „Hat dieser unselige Zufall an den Tag gebracht, was ich mit schwerem Freundesherzen als Verdacht schon seit einiger Zeit in mir verschlossen,

lassen Sie mich keinen Theil daran haben, denn ich fühle, ich bin Partei und würde nur Unheil anrichten, wo mir mein Alter, meine Besonnenheit gebieten, Versöhnung und Vergebung zu predigen. Ich will nichts sehen, nichts hören, wo ich fühle, daß ich zu schwach bin, um Gutes zu stiften!"

Mit trostloser Miene wandte er sich von ihm. Wolf schaute ihm einen Moment zu, dann legte er ihm die Hand auf die Schultern, so schwer, daß Eschenburg zusammenfuhr.

„Es liegt etwas Wahres, wenigstens Wahrscheinliches in dem, was Sie sagten!" sprach er mit rauher, barscher Stimme. „Sie allein kennen, was Sie da soeben die Geschichte meiner Ehe nennen, und sind auch allein berechtigt, darüber mitzusprechen . . ." Er kreuzte die Arme auf der Brust und schaute finster sinnend vor sich hin. „Ich wollt', ich kennte besser, was dieser Ehe vorausgegangen, wenigstens was mein Weib betrifft! Aber ein Recht habe ich, diesen Unverschämten zu züchtigen, eine Pflicht sogar, und die will ich üben; dann aber . . . Sie sagten, meine Ehe habe in ihrer Heimat keine Gültigkeit vor der katholischen Kirche."

„So ist es allerdings!" Eschenburgs Antwort klang neutral und gleichgültig.

„Was also nicht gebunden ist, braucht nicht getrennt zu werden?“

Aus Eschenburgs halbgeschlossenen Augen blitzte es triumphirend auf. Er schwieg, als wolle er, der schon zu weit gegangen, sich jeder ferneren Einmischung enthalten.

„Ich bin keiner von Denen, die zu den Füßen der Frauen zu schmachten verstehen, aber sie verlangen das, wie es scheint,“ knirschte Wolf vor sich hin. „Ich verstehe mich auch nicht auf die spanische Guitarre und singe keine andalusischen Serenaden. Ich bin ein gerader, ehrlicher Mensch, wenn ich auch meine Launen habe. Das Alles hätte ich aber vorher überlegen sollen. Sie mag also in ihre Heimat zurückkehren, meinetwegen mit ihrer flatterhaften Schwester, der es wohl thun wird, wenn sie vom Ballsaal loskommt. Sie mag dort ihre Ehe für ungültig erklären lassen, es soll mir recht sein, diesen Don Valerio aber will ich hier behalten und ihm für ein ruhiges Plätzchen sorgen, nachdem ich ihn belehrt, daß man mit der Ehre eines deutschen Edelmannes nicht spielen soll. Die Welt braucht nichts zu erfahren; ich will ihr die Freude nicht bereiten und wenn sie meine Wohnung geschlossen findet, so mag sie sich mit der Auskunft begnügen, daß ich in dringender Angelegenheit verreist, und

sie" — Lucy's Name wollte ihm nicht über die Zunge — „ihre Schwester pflege, bis sie diese in das ihr vom Arzt verordnete milde Klima ihrer Heimat geleite. Sehen will und kann ich sie nicht mehr; beauftragen Sie Frau von Kerstowan, deren nächste Zukunft ich sichern will, ihr zu sagen, was sie wissen muß, wenn es dessen überhaupt noch bedarf.

„Sie sehen, ich nehme die Sache so ruhig, wie es eben einem in seiner Ehre, seinem Herzen aufs Tiefste gekränkte Gatten gestattet ist. Ich will noch einmal in mein Haus, um mitzunehmen, was mir unentbehrlich, dann will ich wieder hinaus in die Welt und Vergessenheit suchen für die traurigste Epoche meine Lebens."

Wolfs Stimme war weich und schwach geworden. Wie gefaßt er sich zeigen mochte, der Gram fraß ihm am Herzen, sein starrer Sinn war zum ersten Mal tief gebeugt; er der bisher sich gegen das aufgebäumt, was er sein Joch genannt, er empfand doch ein Gefühl des Verlassenseins.

„Daß ich mich von Ihnen trennen muß, verehrter Freund, thut mir leid; aber wir werden uns ja wiedersehen, wenn ... Alles vergessen ist!"

Er reichte Eschenburg die Hand; dieser sah mit Staunen die plötzliche Wandlung, aber auch mit

heimlicher Genugthuung; er sah indeß auch den Moment gekommen, auf den sein ganzer Plan gerichtet gewesen, die Ehe war zerrissen, deren Schließung er damals nicht hatte hindern können, und Wolf von Hangenstein ganz in seiner bewährten Freundeshand.

Das beabsichtigte Dejeuner war natürlich vergessen. Eschenburg sah sein Opfer blutend zu seinen Füßen; es galt, ihm noch den Gnadenstoß zu geben.

Treuherzig preßte er Wolfs Hand in der seinigen.

„Armer Freund, ich begreife, was in Ihnen vorgeht!" rief er mit warmer Stimme und niedergeschlagenen Augen. „Ich würde es nicht verantworten können, Sie in dieser Lage sich selbst zu überlassen, nachdem ich so viel Angenehmes mit Ihnen getheilt. Gestatten Sie mir daher, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten! Wollen Sie fort — und vielleicht ist das die beste Heilung Ihres gekränkten Gemüthes — bedenken Sie, daß Sie noch Manches zu ordnen haben! Kann ich Ihnen auch hierin mit meiner geschäftlichen Erfahrung zu Diensten sein, verfügen Sie über mich; ja vielleicht... Doch davon später!"

Er zog ihn mit sich; Beide schritten schweigend neben einander.

In Wolf schien ein Gefühl der Resignation eingekehrt. Er sah in sich einen Märtyrer, aber der Gedanke, daß Einer noch außer ihm büßen sollte, gab ihm Genugthuung.

XLII.

Der Lärm der Arbeiter war verstummt; man hatte sich beeilt, dem Hause eine Ruhe zurückzugeben, die doch für immer verloren war.

Wolf saß in seinem Arbeitszimmer, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit ingrimmiger Miene über sich und seine Lage nachdenkend. Auf das Fensterbrett gelehnt stand Eschenburg vor ihm.

„Sehr richtig, verehrter Freund!“ hob dieser nach einem langen Schweigen wieder an. „Was den Ehrenpunkt betrifft, billige ich Ihre Absicht vollkommen. Sie reisen, sobald Sie Ihrer Ehre Genugthuung verschafft. Es giebt aber noch Anderes zu ordnen, und da fragt es sich, ob Sie, der Sie so wenig Sinn für Geschäftliches besitzen, über Ihre Vermögensverhältnisse einen klaren Blick haben. Sie stehen vor einem moment suprême, in welchem Sie für dergleichen weniger als je disponirt sein dürften.“

Mit stumpfem Ausdruck nickte Wolf vor sich hin.

„Ich wage nicht, eine Einsicht in Ihre Vermögensverhältnisse zu begehren, da aber das Schicksal seine Launen hat und die sicherste Kugel einer andern begegnen kann, die gerade aus Ungeschicklichkeit eben so sicher ihr Ziel trifft, so ist eine vorherige Verfügung unvermeidlich.“

„Ich habe keine Ursache, Ihnen gegenüber aus diesen Verhältnissen ein Hehl zu machen. Meine Effekten liegen dort in der eisernen Kassette, Sie kennen dieselben; mein baares Vermögen ist in den Händen des Bankhauses, den Rest repräsentirt das Schloßgut Hangenstein, meine Pferde und Wagen und so weiter.“

„Und wie gedenken Sie für . . . Ihre Gemahlin zu disponiren?“

Wolf schaute ihn groß und überrascht an.

„Was auch geschehen sein mag, Sie können sie nicht möglicher Noth preisgeben.“

„Möglicher Noth! Ihr Oheim ist reich . . . Wenn sie zu ihm zurückkehrt.“

„Trotzdem würde eine Dotation wie ein Akt der Verzeihung erscheinen für einen gewissen Fall, den wir ja nicht voraussetzen und für welchen ja eben nur diese Verfügung gelten würde.“

„Sie haben Recht! . . . So mag sie denn ein Drittel meines baaren Vermögens haben! Da sie

mich als todt betrachten soll, selbst wenn ich am Leben bleibe, mag sie diese Summe unter allen Umständen empfangen."

„Sehr großmüthig! Ihr übriger Besitz . . ."

„Es ist mir gleichgültig, an wen von meinen Seitenverwandten er fallen würde. „Ich habe keinen Sinn dafür. Mag sich darein theilen, wer berechtigt ist, wenn ich nicht mehr bin."

„Und dennoch werden Sie Verfügung treffen müssen!" mahnte Eschenburg in entschiedenem Geschäftston. „Ernennen Sie, wenn Ihnen dieser Sinn fehlt, einen Vertrauensmann zu Ihrem Generalbevollmächtigten, wozu Sie sich allerdings die Unbequemlichkeit eines notariellen Aktes bereiten müßten. Nennen Sie mir irgend eine Person, zum Beispiel Ihren Bankier."

„Ich kenne ihn nicht näher; er würde es kaum übernehmen."

„Also einen Andern!"

„Sie wissen, daß ich unter allen Denen, mit welchen mich der Gesellschaftszwang zusammenführte, keinen Freund gefunden habe. Ich könnte uur Sie belästigen."

„Wie ich Ihnen sagte, gedenke auch ich jetzt, da die Sonne wieder scheint, für längere Zeit

abermals auf Reisen zu gehen! Freilich bin ich Herr genug über mich und meine Zeit ... Nur mein wahrhaftes Freundschaftsgefühl könnte mich überreden, eine so peinliche Aufgabe zu übernehmen ... Indeß, was betrachten wir die Sache so ernst!“ Er lächelte, den Kopf schüttelnd. „Sie, ein so ausgezeichneter Schütze, werden Ihrem Gegner die verdiente blutige Lektion geben und ... Es fällt mir da ein guter Gedanke ein ... Wir reisen zusammen, nachdem wir die Ehrensache abgemacht, denn es ist selbstverständlich, daß ich trotz meines Alters Ihr Zeuge sein werde. Wir machen das Rencontre spielend ab; aber diesen notariellen Akt kann ich Ihnen einmal nicht schenken; der Zufall könnte uns eine Bêtise spielen, wenn wir noch so sehr gegen ihn auf der Hut sind! Bestimmen Sie die Stunde, um welche der Notar hierher bestellt werden soll, wenn Sie es nicht vorziehen, ihn in seinem Bureau aufzusuchen. Ich habe zunächst die traurige Aufgabe, Frau von Kerstowan von dem Vorgefallenen zu unterrichten und Sie mit dem Nöthigen zu beauftragen. Der Armen, die sich ja gestern sehr unwohl fühlte, wird die Sache sehr zu Herzen gehen, aber sie wird mir zuliebe sich dem Verlangten nicht entziehen ... Ich überlasse sie deshalb für ein Viertelstündchen sich

selbst; hoffentlich wird sie in der Verfassung sein, mich empfangen zu können."

Mit dem siegreichen Bewußtsein, das so klug betriebene große Werk heute vollständig zu krönen, verließ er das Zimmer. Nur dieser notarielle Akt noch, der ihm unbeschränkte Verfügung über Alles geben sollte, was er gewollt, und Wolf von Hangenstein war ein Bettler, dem er den Fußtritt geben konnte, wenn er ihm lästig ward! Und das war er von dem Augenblick ab, wo er nichts mehr besaß.

In einem der vorderen Zimmer hielt er inne. Es war Alles so unheimlich still; kein Laut, kein Schritt um ihn her. Die Arbeiter hatten alle die Dekorationen bereits eilig entfernt, aber die Räume warteten auf die ordnende Hand. Die Herrin des Hauses war außerhalb desselben, die Dienerschaft, ermüdet vom Nachtdienst, hatte sich im Souterrain gesammelt, um sich über die Reste zu werfen und dann in träger Ruhe zu verdauen, Valeska, die sorgende Freundin des Hauses . . .

Mit ihr beschäftigte sich Eschenburg, wie er jetzt sinnend, sich zum letzten Schlage sammelnd, allein im Zimmer stand.

In dieses Menschen Herz gab es kein Erbarmen, kein Mitgefühl, nur die Habgier, die Aneignungs-

sucht eines mit allen Mitteln um das Eigenthum Anderer kämpfenden Schurken, und doch schien der Gedanke an dieses junge Weib, das er aufzusuchen eben im Begriff, ihn vorübergehend wärmer zu stimmen.

Vielleicht war's ein unwillkürliches Dankgefühl dafür, daß sein Gaunerwerk so über alle Erwartung gelungen.

Er stützte nachdenkend den Arm auf eine Etagère, die Stirn in die Hand.

„Wenn Alles gut geht, kann ich ohne Sorgen der reiche Mann jetzt sein, den ich bisher spielte, und die Schufte, für die ich bisher denken mußte, mögen sich einen andern Kopf suchen, eine andere Hand, die sie füttert, ihnen den Beuteantheil hinwirft, wenn die Jagd gelungen. Nur diese Valeska . . . Es hat oft Mühe gekostet, sie zu bändigen, wenn sie sich gegen mich auflehnte, denn es steckt Temperament in ihr; aber sie hatte Unglück, sie lief mir immer wieder in die Arme. Sie hat mir selbst oft leid gethan, denn sie ist eine von den Prädestinirten, die vergeblich anders wollen, als sie müssen! Sie hat nie erfahren, welche Rechnung ich mit ihrer Mutter hatte, die einst ihr Verlöbniß mit mir so schnöde zerriß und den jungen Beamten, den Rebhorst, heirathete, weil man ihr gesagt, ich sei

ein Spieler! Sie weiß nichts davon, daß ich achtzehn Jahre später an jenem Unglückstage zu ihrer Mutter trat und ihr sagte: ‚Dein Gatte ist als Spieler und Dieb an der ihm anvertrauten Kasse für das Zuchthaus verhaftet, Dein Kind wird heute entehrt in Dein Haus zurückkehren, wir sind also quitt!'... Sie that, wie sie mußte, als sie verloren war; die arme Juliane Rebhorst, ihre Tochter, hat mir als Valeska gute Dienste geleistet, wie oft sie mir auch die weißen Zähne gezeigt. Es ist jetzt genug mit dem, was ich an Mutter und Kind gethan, ich bin in der Lage, versöhnt zu sein, und will es gegen sie sein.

„Was ich ihr versprach, will ich halten; ich will gut gegen sie sein und vergessen, was ihre Mutter mir gethan, als sie mich einst in Wien vor der Gesellschaft zu brandmarken wagte; ich darf jetzt gut gegen sie sein, ohne meiner Rache etwas zu vergeben, denn sie ist vollauf erfüllt. Ich will noch mehr thun, als ich ihr versprach.

„Dieser John van der Recken," überlegte er zufrieden, „muß jetzt beseitigt werden; ich vertraute ihm viel, denn ich brauchte ihn ... Ein guter Gedanke ist es, diese Beiden, die so ganz für einander passen ... Ich will den John durch eine glänzende Ausstattung Valeska's verlocken und auch er soll nicht leer ausgehen. Sobald ich der

Generalbevollmächtigte Hangensteins bin, will ich etwas für seinen Jugendfreund thun aus dem baaren Vermögen. Das Schloßgut verkaufe ich; Hangenstein soll mir den von John unterschriebenen Revers aushändigen; ich bin jetzt berechtigt ihn zu haben; Hangenstein selbst, wenn der junge Spanier ungeschickt genug ist, ihn zu fehlen, geht auf Reisen; ich werde ihm selbst den Weg andeuten, auf welchem ich ihm folge, sobald ich seine Angelegenheiten... geordnet; es wird ihm dann im Nothfall unterwegs irgend etwas passiren; wer fragt nach ihm! Seine junge Frau geht nach Spanien, Valeska und ich, wir werden schon dafür sorgen; der junge Andalusier wird, wenn er mit dem Leben davon kommen sollte, auch das Seinige mit dazu thun, denn so ganz gleichgültig ist er ihr sicher nicht geworden; dazu ist Hangenstein nicht der Mann. Die Ehe wird in ihrer Heimat ungültig erklärt, daran ist kein Zweifel, aber . . . ihr wirklich ein Drittel des baaren Vermögens auszufolgen, bin ich als Bevollmächtigter nicht geneigt; das ist zu viel. Vielleicht, ganz bestimmt ist sie hochmüthig genug, als die Schwergekränkte ganz darauf zu verzichten, was man ihr ja nahe legen kann . . . Ich muß Valeska aufsuchen und sie instruiren; sie soll sich mit ihr beschäftigen."

Mit seinen Ideen fertig, trat Eschenburg in den Korridor und stieg, von Niemand bemerkt, zu den Zimmern des Frontispice hinauf.

Diese standen geöffnet, aber Niemand war da. Alles deutete darauf, daß die Bewohnerin eiligst oder in großer Aufregung ihre Wohnung verlassen.

Er wagte sich bis in das Schlafgemach. Das Bett stand, wie sie es verlassen, aber . . . der geöffnete leere Schrank, der inmitten des Gemachs stehende, geschlossene Koffer, umhergestreute, in der Hast beiseite geworfene kleine Toilettegegenstände, Alles deutete auf Flucht!

Und da auf dem Nachttisch, hinter der tief herabgebrannten Kerze stand ein in der Eile vergessenes Medaillonbild, das seinen stetigen Platz dort zu haben schien, in einfachem Bronzerahmen, ein Frauenkopf, schon ein wenig verblichen.

Eschenburg beugte sich neugierig über den Tisch, fuhr aber unangenehm berührt zurück und biß die Lippen zusammen.

„Auch Die noch!" Es war Valeska's Mutter, eine Photographie, die Verstorbene als junge Frau darstellend. Die Züge waren ihm im Gedächtniß geblieben; aber er haßte sie, er war der Letzte, der zu vergeben geneigt.

Ohne sich umzuwenden, streckte er die Hand

aus und warf das Bild vom Tisch. Aber selbst vom Boden aus noch schaute ihn das Frauengesicht an, denn es stand auch da aufrecht auf dem kleinen Gestell.

Eschenburg trat nach einem flüchtigen und scheuen Blick umher hinaus.

„Alte Scharteken, die mich selbst hier noch verfolgen!“ murmelte er verdrossen. Er sah im andern Zimmer hier ein Buch, dort einen Handschuh, ein Taschentuch, einen gewaltsam zerbrochen Fächer am Boden und stieß diesen verächtlich mit dem Fuß. „Sollte man nicht glauben, es sei in der Nacht etwas zwischen ihr und Hangenstein hier vorgefallen, was sie ... Aber zum Teufel, sie muß ja zurückkommen! Drüben steht ihre Garderobe noch, ohne die sie nicht fortgeht! ... Käme sie nur bald!“ Er ließ sich im Vorzimmer auf das Sopha nieder. „Ich habe heute keine Zeit! Muß auch den John noch abfangen, ehe er reist, um ihm Bescheid zu sagen! ... Er mag meinetwegen mit Obermann die noch vom Bankier abgesandten Fünfzigtausend theilen, mir kommt es nicht darauf an; den Obermann brauch’ ich nicht mehr, wenn Hangenstein fort ist. Die Farçe mit dem Schloßbau ist jetzt nicht mehr nöthig, aber ich muß ihn anständig ablohnen.“

Er erhob sich unruhig wieder und schritt durch

die Zimmer, An der offenen Thür des Schlafgemaches kehrte er wie erschreckt um, denn inmitten desselben stand ja das kleine Porträt, ihn anblickend. Er packte die Thür und warf sie ins Schloß.

„Ich habe keine Zeit und keinen Sinn für Sentimentalitäten! . . . Wo sie nur bleibt! Ich will ihr Glück gründen und sie treibt sich draußen umher! Kein Mensch im Hause, um nach dem Rechten zu sehen! Ich will ihr einen Zettel zurücklassen, denn ich habe Eile, ihn zum Notar zu führen. Ist das geschehen, so . . .“

Er nahm sein Carnet hervor, riß ein Blatt heraus und schrieb:

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen. Erwarten Sie mich hier unter allen Umständen und zu jeder Stunde.“

Er legte den Zettel auf den Tisch, trat hinaus und athmete erst im Flur hoch auf. Ihm war's doch unheimlich da drinnen geworden; jenes Bild der Selbstmörderin hatte ihn gestört, eine Erscheinung aus alter Zeit, bei deren Anblick ihm der Angstschrei in das so gefeite Herz geklungen; er sah jenes Weib, wie es vor ihm gestanden, als es ihn wiedererkannt und seine Unglücksbotschaft empfangen.

Aber unten im Hause kehrte seine Sicherheit wieder zurück; er konzentrirte sein ganzes Sinnen

auf den einen wichtigsten Punkt: ein großer Theil von Hangensteins Vermögen gehörte bereits ihm und seinen Konsorten, den Winkelagenten der Börse, ihm abgelockt in schwindelhaften, mit großem Lärm annoncirten Unternehmungen, ein anderer Theil lag in dem Grund und Boden des Schlosses, der Rest sollte heute ihm allein, ihm ganz allein anheimfallen.

Er fand Wolf noch in derselben Verfassung, in derselben Haltung, auf derselben Stelle.

„Es ist Zeit zum Handeln!" rief er ihm zu, ihm mit Schonung die Hand auf die Schulter legend. „Frau von Kerstowan fand ich leider nicht, indeß ich vermuthe, wo sie ist, und werde sie zur Ueberbringerin des Unvermeidlichen machen." Er nahm eine schwer ernste, gravitätische Miene an, als empfinde er die drückende Wucht des Augenblicks und die ganze Bedeutung seiner übernommenen Aufgabe, dann blickte er nach seiner Uhr.

„Es ist viel, was mir heute noch zu thun obliegt," sprach er feierlich. „Haben Sie inzwischen nicht anders beschlossen, so lade ich Sie ein, mich zum Notar zu begleiten. Von da gedenke ich einen unserer gemeinschaftlichen Freunde aufzusuchen, um ihn mit dem Arrangement für morgen, wenn es Ihnen so recht ist, zu beauftragen; er ist kein Neuling in solchen Ehrensachen und wird Alles in den üblichen

Formen erledigen. Darnach hoffe ich, Frau von Kerstowan zu finden, um durch sie die Baronin von Hangenstein zu veranlassen, am Krankenbette ihrer Schwester zu verweilen, bis Sie dieses Haus verlassen, denn nach Lage der Dinge halte ich es nicht für gerathen, mit ihr noch unter einem Dache zu sein. Wie schwer es mir wird, herzlos gegen eine Dame zu erscheinen, die ich bisher so hoch geachtet, ich muß hier Partei sein . . . Noch haben Sie Zeit, zu überlegen, verehrter Freund!" schloß er, aus dem strengen Ton in den der Rührung verfallend. Er griff nach seinem Hut und stand mit gesenkten Augen vor ihm.

„Ich habe nicht zu überlegen, wenn die Ehre gebietet! Ich bin bereit!" rief Wolf in dumpfem Ton.

Auch er griff nach seinem Hut. Sprache und Miene zeugten von seiner Entschlossenheit. Kalt und mißtrauisch gegen Alle, die ihn um seines geraden, wenn auch unhandlichen Charakters und vielleicht noch mehr um der Liebenswürdigkeit seiner Gattin willen gesucht, blind vertrauend, wo er argwöhnen gesollt, sich betrogen wähnend von der Einen, Einzigen, die mit treuem, unbestechbarem Herzen an ihm hing, deren Hingebung er nie gewürdigt, gab er Alles, was er besaß, heute in die Hände eines Mannes, der ihn planmäßig zu täuschen verstanden.

XLIII.

Der Arzt, als er nach Wolfs und Eschenburgs flüchtigem Erscheinen im Korridor mit Pablo an das Lager der Kranken getreten, während Lucy, noch zitternd vor Aufregung durch Valerio's kränkende Worte und Benehmen, im Salon saß, fand Ernesta's Zustand nicht so beruhigend, wie er der Schwester erschienen. Ein neuer Blutsturz verschlimmerte denselben. Bange lauschend sprang Lucy auf, als sie plötzlich die Unruhe in den anstoßenden Gemächern vernahm. Den eigenen Kummer vergessend, schwankte sie in das Krankenzimmer.

„Du willst uns verlassen, Luz!" flehte Pablo bleich und fassungslos. „Sieh' Deine arme Schwester!" flüsterte er, ihre Hände umklammernd. „Geh' nicht von uns, so lange die Gefahr nicht vorüber!"

Mit zerfahrenen Gedanken, die eigene Trostlosigkeit vergessend, fügte sie sich den Bitten des Schwagers, als sie auch des Arztes besorgte Miene sah.

„Es ist besser vielleicht," flüsterte sie, sich von der Kranken abwendend, deren matter, glanzloser Blick auch so flehend auf ihr ruhte. „Was wartet denn meiner zu Hause! Ich habe noch nicht den Muth, die Ruhe, Wolf zu begegnen, und mein Herz ist zu schwach; es könnte schwächer sein, als es darf!"

Jene Bereitwilligkeit zu schnellem Handeln, die sie schon früher in entscheidenden Momenten gezeigt, die auch an diesem frühen Morgen ihre Rathgeberin gewesen, war vor ihrer Neigung für den undankbaren Gatten gewichen; dieses für ihn so schwache Herz ward jetzt seine Fürsprecherin; aber sie fürchtete dasselbe, denn nicht nur ihn traf sie in ihrer Wohnung, auch jenes elende Weib, und ihr graute vor deren Anblick.

Sie wollte bleiben, bei der Schwester die Pflicht der Barmherzigkeit üben, obgleich in ihr in der Nacht auch ein Vorwurf gegen diese aufgestiegen, ein Vorwurf, der freilich nicht Ernesta allein traf.

Sie selbst trug den größten Theil der Schuld. Ohne der Schwester so unbezähmbares Verlangen nach ruheloser Zerstreuung zu theilen, hatte sie sich von dieser fortreißen lassen, die kurze Zeit ihrer Ehe war durch Ernesta's Einfluß auf sie ein Karneval gewesen, und sie hatte doch gewußt: Wolf haßte dieses gemüthlose Treiben.

So blieb sie denn, und der Tag verstrich, sie zerstreuend durch die traurigsten Obliegenheiten.

„Hast Du Valerio nicht gesehen?“ fragte Pablo am Nachmittage und wieder am Abend ahnungslos. Er sah auch nicht, wie sie leise zusammenzuckte, nachdem sie mit gesenkten Augen durch Kopfschütteln geantwortet. Wolf sei mit Eschenburg am Vormittage flüchtig dagewesen, aber er lasse sich auch nicht mehr sehen, setzte er hinzu, wieder einen schmerzenden Herzensnerv der unglücklichen Frau berührend; Alles verlasse ihn in seiner Noth, nur sie, Luz, sei unermüdlich in ihrer Theilnahme, so dankte er ihr am späten Abend, als Beide am Lager der vor Entkräftung Schlummernden saßen.

Die Nacht verstrich. Der Arzt, als er am frühen Morgen kam, konstatirte eine wesentliche Besserung, aber er sprach auch seine Bedenken aus für die nächste Zukunft. Er fürchte klimatische Einflüsse, wenn der Sommer nicht ein ganz vortrefflicher werde; er rieth Pablo, bei Zeiten für einen Urlaub zu sorgen, um seine Gattin vor nachtheiligen äußeren Einflüssen zu schützen; er habe den ganzen Winter hindurch die Kranke gewarnt, die schon aus Petersburg durch gesellschaftliche Ueberanstrengung den Keim zu einem Brustübel mitgebracht.

„Ich wüßte nichts Vortheilhafteres vorzuschlagen

als das Klima ihrer Heimat!“ damit schloß er seinen Rath.

Pablo war sehr beunruhigt. Ein Urlaub gerade jetzt, wo sein Chef eine Badereise anzutreten beabsichtigte! Valerio sei zu entbehren, da er seine Beschäftigung noch nicht angetreten. Valerio solle sie begleiten, wenn es denn unvermeidlich sei, daß sie reise!

Pablo's Worte klangen seltsam in Lucy's Herzen wider. Ihr Schicksal hatte die Gedanken an die Heimat in demselben heraufbeschworen; Valerio hatte ihr gerade jetzt Botschaft aus derselben bringen müssen . . . Aber Wolf verlassen trotz alledem! Nimmermehr! Nicht er konnte die Schuld gewesen sein, er mit seiner kalten, aber ehrlichen Natur; jenes Weib hatte ihre stete Abwesenheit vom Hause mißbraucht; es konnte Alles wieder gut werden! . . . Und wenn selbst Ernesta ging und Valerio mit ihr . . . Valerio! Ein tröstender Gedanke richtete sie auf. Valerio mußte mit ihrer Schwester gehen, er durfte ihr den Dienst nicht versagen. Wolf mißtraute Valerio, und wenn er fort . . . Es mußte ja dann Alles wieder gut werden!

Der Morgen ging herauf, Stunde um Stunde verstrich. Lucy hatte nur wenige Stunden des

Schlummers genossen; ermattet sehnte sie sich nach wirklicher Ruhe; aber wo sie finden!

Pablo fragte wieder und wieder nach Valerio. Er fuhr zur Gesandtschaft, ihn zu suchen, aber auch dort hatte ihn Niemand seit gestern Morgen gesehen. Der Mittag kam und Lucy rüstete sich, endlich ihre Wohnung aufzusuchen. Die Unruhe, die Angst litten sie nicht mehr draußen. Auch von Wolf war noch kein Zeichen gekommen. Ahnte er, wußte er, daß sie ihn im Zimmer ihrer Feindin überrascht? Zürnte er nur ihres Fortbleibens willen? . . . Er hatte ein Recht hierzu, wenn er nichts ahnte . . . Sie wollte, mußte zu ihm, denn er war allein im Hause mit jenem Weibe; sie mußte ihre Rechte wahren . . .

Ernesta fühlte sich besser. Sie reichte deshalb der Schwester die Hand und trat in den Flur. Hier aber sah sie Pablo einem fremden Manne gegenüberstehen, der ihm eine Botschaft gebracht zu haben schien. Pablo war leichenblaß, er zitterte am ganzen Körper; sich zu ihr wendend, versuchte er zu sprechen; seine Lippen bebten.

„Was ist?“ rief Lucy, ihn mit erschreckten Augen anstarrend.

„Valerio . . .“ Weiter vermochte Pablo nichts herauszubringen.

„Sprich!“ Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Erschossen . . . im Duell!“

„Schwer verwundet!“ verbesserte der Bote. „Er ward soeben in seine Wohnung gebracht.“

Lucy's Glieder bebten so heftig, daß sie sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Sie tappte nach einer Stütze. Eine Ahnung sagte ihr, was vorgegangen.

Pablo wandte sich inzwischen um sich selbst, in seiner Angst, seiner Verwirrung wußte er nicht, was er that. Er suchte nach seinem Hut, sprach unverständliche Worte, stürzte in sein Zimmer und kam wankend mit dem Hut zurück.

„Einen Wagen . . . schnell!“ stammelte er. Der Bote verschwand über die Treppe . . . Und jetzt suchte er sich zu fassen. „Mein Gott, ich verstehe das nicht! Valerio eben erst hier eingetroffen . . . Ein Duell . . . schwer verwundet! . . Ich muß fort, zu ihm! Luz!“ beschwor er sie, mit beiden Händen ihre Arme erfassend und sie mit blöden Augen anblickend, „bleib' bei Ernesta, ich beschwöre Dich, bis ich wieder komme! Ich muß ja zu dem armen Bruder, der vielleicht im Sterben! Bleib', Luz, verlaß Du inzwischen Deine arme

Schwester nicht und sorge dafür, daß sie nichts erfahre!"

Er stürzte fort.

Lucy stand wie zerschmettert. Valerio's Schicksal erklärte ihr Alles. Es mochte am Abend, in der Ballnacht zu einem tête-à-tête zwischen Wolf und ihm gekommen sein . . . um ihretwillen, das Unglück der Schwester hatte sie in dem Wirrwarr nichts davon erfahren lassen. Valerio war unbesonnen, ein Wort, ein Mangel an Selbstüberwachung konnte Wolf zur That herausgefordert haben, ja, vielleicht hatte Valerio selbst in seiner Verblendung es so gewollt . . . Jene Worte, die er ihr bei der Trennung in Gibraltar gesagt . . .

Sie schleppte sich in den Salon, in welchem Valerio in seiner Tollheit gestern jene Scene herbeigeführt, und sank hier verzweifelt zusammen.

Ein Duell um ihretwillen! Und Wolf war zum Mörder von Pablo's Bruder geworden! . . . Entsetzlich!

Sie mußte fort, mußte Wolf sagen, wie thöricht er gehandelt! Aber ihre Glieder versagten ihr den Dienst. Und wie vor ihn treten, wenn er wirklich so wahnsinnig war, sie schuldig zu glauben, während sie doch mit eigenen Augen gesehen, wie er die Hände dieses Weibes in den seinigen gehalten.

Das Alles übermannte ihre schon so zerrütteten Nerven.

„Ich kann's nicht mehr!“ jammerte sie, die Hände vor das Antlitz schlagend. „Ich werde toll! Ich vermag das Alles nicht zu fassen! O, die Schmach, mich der Welt zu zeigen, mich, um derentwillen die Männer sich tödten! Ich will lieber sterben, als dies ertragen! . . . Und Ernesta krank! Ich weiß ja besser, wie es um sie steht; die Miene des Arztes konnte nur Pablo täuschen! Valerio vielleicht schon todt und ich . . . eine Buhlerin in Wolfs Augen . . . Großer Gott, ich kann's nicht ertragen! Möge der Himmel mich lieber von hier nehmen anstatt der armen Schwester, die das Leben doch besser versteht als ich und so glücklich mit ihrem Gatten ist!“

Minuten verstrichen ihr in stumpfem, fast bewußtlosem Brüten. Ihre Nerven waren erlahmt; sie empfand keinen Schmerz mehr; Alles war in ihr abgestorben, selbst jede geistige Vorstellung trübte sich in ihr wie in undurchdringlichem Nebel.

Endlich gewann sie dennoch so viel über sich, ihre Lage zu erkennen. Sie richtete das Haupt auf und schaute um sich.

„Valerio todt und . . . durch Wolfs Hand!

O, gewiß nur durch ihn! ... Ich will Wahrheit haben, koste sie mich, was sie wolle!“

Sie erhob sich langsam, wandte sich schwankend zum Ausgang und starrte, die Arme vor sich streckend, zurück.

In der Thür des Salons erblickte sie dasselbe Weib, das mit so viel Abscheu ihre Seele beschäftigt.

XLIV.

Als Valeska erst am Nachmittage aus ihrer Ohnmacht erwachte, saß John geduldig noch bei ihr mit der festen Absicht, sie nicht aus den Händen zu lassen. Eschenburg selbst hatte ihm gesagt, wer etwas wolle, der müsse stets ein Weib zur Hand haben.

Sein Anblick rief ihr Alles Geschehene ins Gedächtniß zurück und schaudernd schloß sie die Augen wieder.

„Es ist die höchste Zeit, Valeska, daß Sie sich einige Ruhe und vor Allem einige Nahrung gönnen, wenn Sie nicht ernstlich erkranken wollen, und das würde uns in unseren Plänen stören.“

Er sprach das so warm und theilnehmend, daß ihr seine Stimme wohl that. Sie nickte schweigend und vor sich hin sinnend.

„Ich bot Ihnen meine Wohnung an, und wiederhole dies. Sie werden sich dort ungestört ausruhen können. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen

sagte, ich müsse heut Abend für einige Tage verreisen. Sie nehmen also an?"

Abermals dasselbe stumpfe Nicken. Sie fühlte sich kraft- und willenlos.

„So werde ich einen Wagen holen und Sie begleiten. Ich gab Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Sie nicht belästigen werde."

Schweigend gewährte sie und John entfernte sich. Wenige Minuten später hob er sie, die keinen Widerstand mehr kannte, in die Droschke und ebenso schweigsam fuhren sie zur Stadt.

„Sie sehen, daß Sie hier ganz ungestört sein werden," sagte er, sie in die beiden Zimmer führend, und weiter plauderte er, als sie sich erschöpft niedersinken ließ: „Ich habe dagegen Ihr Wort, daß Sie mich hier erwarten und inzwischen nichts ohne mich unternehmen wollen."

Valeska antwortete mit demselben Kopfnicken.

„Ich kann Sie also beruhigt sich überlassen," fuhr er fort. „Meinen Wirthsleuten werde ich sagen, Sie seien eine Verwandte von mir, der ich während meiner Abwesenheit die Wohnung überlassen; es sind gute, harmlose Menschen. Sie sollen auch sofort dafür sorgen, daß Ihnen etwas vorgesetzt werde."

Aus Valeska war kein Wort herauszubringen;

sie nickte nur immer mit furchtsam und unruhig gesenkten Augen.

„Machen Sie sich's bequem, Valeska, und schlafen Sie getrost bis morgen, wenn Sie etwas gegessen haben. Nicht wahr, Sie geloben mir noch einmal, mich hier zu erwarten?"

„Ja!" Immer noch vermied sie seinen Blick.

„Ich habe noch einige Geschäfte in der Stadt. Uebermorgen früh hoffe ich zurück zu sein . . . Adieu so lange!"

Sie reichte ihm die von ihm begehrte Hand. John fühlte erschreckt, wie kalt dieselbe.

Draußen übergab ihm die Magd seines Wirthes ein Billet, das soeben für ihn abgegeben worden. John erkannte Eschenburgs Hand. Unten im Flur öffnete er das Couvert.

„Erwarten Sie mich vor Ihrer Abreise um acht Uhr an der bewußten Stelle," las er mit flüchtiger Hand geschrieben . . . „Also etwas Wichtiges noch!" John trat auf die Straße. Er hatte noch drei Stunden bis dahin.

Während Valeska, ohne sich auszukleiden, wie eine Nachtwandlerin in das Schlafgemach wankte, sich auf das Bett streckte und in einen Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit versank, den ein wirklich tiefer und fester Schlummer ablöste, begab sich John

in ein Restaurant und speiste mit der größten Gemüthsruhe.

Eschenburg saß am Abend schon, ihn erwartend, in dem Kellerrestaurant. Er schien sehr erregt und angestrengt.

„Ich habe den Tag hindurch Kopf und Hände voll Arbeit gehabt,“ empfing er ihn. „Sie werden erst morgen Abend reisen, vielleicht sogar später. Es handelt sich zunächst um den Revers wegen des auf Ihren Namen eingetragenen Schloßgutes; Herr von Hangenstein vermißt ihn, was bei seiner Sorglosigkeit in allem Geschäftlichen nicht erstaunlich ist. Sie werden diesen Revers morgen bei dem Notar Neuberg noch einmal ausstellen; es liegt so in unserem Interesse, denn ich habe die notarielle Vollmacht erhalten, Schloß und Gut, wie sie da sind, zu verkaufen. Ohne den Revers ist dieser Handel, für den ich schon seit einiger Zeit einen Käufer habe, unmöglich.“

„Aber Obermann, der inzwischen die Geldsendung empfängt?“ warf John zögernd ein. „Wird er uns sicher genug sein?“

„Ich habe im Namen des Bankhauses an das Postamt telegraphirt, den Geldbrief erst in drei Tagen auszuliefern. Uebrigens füge ich hinzu, daß Sie und Obermann aus dem Handel den Vortheil

ziehen, diese fünfzigtausend Thaler unter sich theilen zu dürfen.“

John machte eine dankbare Kopfverbeugung.

„Ei, ei!“ dachte er. „Woher die Großmuth? Das Gut ist unter Brüdern das Sechsfache werth! Ein Narr wär' ich, unterschriebe ich den Revers noch einmal! Ich theile die Fünfzigtausend mit Obermann und verkaufe das Gut selber; ich habe ja auch unter der Hand schon mit einem Güterausschlachter in Hamburg gesprochen!“

„Im Interesse dieses Verkaufs werde ich einige Tage hindurch abwesend sein,“ fuhr Eschenburg fort. „Selbstverständlich, daß Sie Ihre Prozente auch aus der Kaufsumme erhalten. Hangenstein hat aus Gründen die Lust an dem Gut verloren und uns kann das nur willkommen sein. Rechnung zu legen brauche ich ihm vorläufig nicht.“

„Sie werden ja wissen, wie es am vortheilhaftesten ist.“

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: Hangenstein scheint Ihnen zu mißtrauen, ich selbst drängte deshalb zum sofortigen Verkauf. Gott weiß, wer ihm einen Wink gegeben haben mag; ich habe Sie preisgeben müssen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er ja selbst Ihnen als seinem Jugend=

freund das volle Vertrauen geschenkt und mich dadurch verleitet, dasselbe zu thun."

John blickte ihn groß und ungläubig an.

„Holla," dachte er, „auf die Leimruthe gehst Du nicht!"

„Sollte vielleicht Obermann?" fragte er, sich dumm stellend.

„Obermann ist zuverlässig! Ich weiß nicht, wer ihm den Staar gestochen! Eben deshalb mußte ich im Namen des Bankiers wegen der Aushändigung der Summe schon telegraphiren; ich habe dem Telegramm aber heimlich ein anderes untergeschoben."

„Auch das ist gelogen, aber gleichviel!" dachte sich John. „Wär' es nicht dennoch besser, ich reiste morgen doch? Ich traue nun Obermann nicht mehr."

Eschenburg glaubte, um John sicher und gefügig zu machen, sei es vielleicht gut, auch seinen Rath anzuhören. Johns Mitwirkung bei dem Verkauf des Gutes war nothwendig, aber er konnte den Revers auch einige Tage später unterzeichnen. Er selbst war der Mitwissende und gegen ihn konnte John nichts auf eigene Hand unternehmen.

„Unter der Bedingung, daß Sie . . . Freilich ich kann noch heute wegen sofortiger Aushändigung des Geldbriefes telegraphisch Contreordre geben! . . Ihre Anwesenheit hier muß bei Ihrer Rückkehr ge-

heim bleiben; ich werde inzwischen versuchen, Hangenstein versöhnlicher gegen Sie zu stimmen. Sie müssen natürlich Alles auf Ihren Rücken nehmen, aber Ihres Bleibens wird hier nicht sein, denn ich kann für Hangenstein nicht einstehen. Er sagt, der Betrug sei unerhört."

John lachte.

„Haben wir denn etwas Anderes beabsichtigt?"

„Eben damit unsere Absicht vollständig gelinge, muß Einer den Sündenbock spielen, während der Andere den Raub davonträgt. Sie vergessen, lieber Recken, daß Sie blind meinen Anordnungen zu folgen haben!"

John nickte.

„Sie müssen deshalb für einige Zeit von der Bildfläche verschwinden und ganz der Klugheit vertrauen, mit der ich die Sache zu Ende führe. Selbstverständlich werden wir inzwischen in engster Korrespondenz bleiben und Sie werden nach Unterzeichnung des Reverses des Winkes gewärtig sein, wenn ich Sie noch zu diesem oder einem neuen Unternehmen rufe. Während der nächsten Tage wird Hangenstein so beschäftigt sein, daß er Alles mir überlassen wird, und diese zu benützen, ist meine Aufgabe. Trotz all' meiner Arbeit habe ich nun aber doch Zeit gehabt, für Sie nach anderer Richtung

zu sorgen; ich habe Ihnen eine Frau gesucht, ein hübsches Weib, eine junge Wittwe von guter Familie, die in unserem Sinne zu lenken, zu instruiren und nutzbar zu machen Ihre Sache sein würde."

„Eine Frau? . . . O!" John lachte verschmitzt. „Mir liegt eigentlich nichts ferner als dies."

„Sie begreifen, welch' ein wichtiges Medium eine Frau werden kann, wenn der Mann sie an seine Geschäfte zu knüpfen versteht. Zu dem neuen, von mir geplanten, höchst lukrativen Unternehmen ist eine solche uns unentbehrlich."

„Ich müßte sie also wirklich und wahrhaftig heirathen? . . . Und unbesehen?"

„Hm ja! Das heißt: Sie müßten ihr wenigstens versprechen, sie zu heirathen."

„Das ließe sich eher hören . . . wenn sie hübsch ist."

„Sie ist es! Ich muß Ihnen übrigens bemerken, daß Sie allen meinen Anordnungen zu folgen verpflichtet sind, wenn Sie ferner die finanziellen Ergebnisse unserer Operationen mitgenießen wollen."

„Also auch zum Heirathen! . . . Meinetwegen!" John that, als ergebe er sich in diese Nothwendigkeit.

„Ich werde Sie mit ihr bekannt machen. Gefallen wird sie Ihnen. Der Sicherheit wegen reisen

Sie mit ihr auf einige Zeit nach Amerika. Sie werden reichlich mit Geld versehen sein und auch sie ist nicht ohne Mittel. Ich rufe Sie zurück, sobald die Luft hier rein. Ich sagte Ihnen, ich müsse für den Augenblick einen Sündenbock haben; ihn zu entlasten wird meine Sache sein, denn Sie sind mir unentbehrlich geworden.“

„Also wieder nach Amerika! Wird man mich nicht verfolgen?“

„Da ich die Vollmacht habe, wird das von mir abhängen; machen Sie sich darum keine Sorge.“

„Gut! Ich heirathe und reise! Zunächst aber heut Abend noch . . .“

„Und Sie kehren unverzüglich hierher zurück zur Unterzeichnung des Reverses, der schon bereit liegen wird. Ich fahre sofort zum Telegraphen.“

Beide trennten sich. Eschenburg bestieg den für ihn bereit haltenden Wagen, John suchte eine Droschke, um zum Bahnhof zu fahren.

„Also Valeska soll ich heirathen! Ich verstehe Dich, alter Fuchs! Den armen Wolf hat er vollständig in der Tasche; Obermann und ich, wir theilen, er schließt sein Baubureau, der berühmte Hamburger Baumeister, und verschwindet, und ich schließe vor dem Amtsgericht meinen Verkaufsakt wegen des Gutes — so geht Alles in Dunst auf!“

John drückte sich zufrieden in die Ecke des Wagens.

„Mag Eschenburg dann noch gewinnen, was er kann, unser Geschäft ist aufgelöst, er muß für den Riß stehen und mag sich für seine rothe Distel einen andern — Esel suchen. Wolf mag mir fluchen, so viel er Lust hat, Valeska mag Rache nehmen, an wem sie will, ich brauche sie nicht mehr; ich ziehe es vor, mein Schäfchen ins Trockene zu führen. Freilich war es mein Ehrgeiz, in Europa zu bleiben, wo mir Niemand was nachsagen konnte, aber schließlich ist die Welt überall schön, wenn man sie bezahlen kann."

XLV.

„Gnädige Frau, ich komme als eine bußfertige Sünderin, um Ihre Verzeihung zn erbitten!“ vernahm Lucy die heisere, matte Stimme der zu ihr in den Salon getretenen Verschleierten, die eben ihr Gesicht entblößte und ihr die verwüsteten, von Schmerz und Reue entstellten Züge der Frau von Kerstowan zeigte, die von eben diesen Gefühlen zu ihr getrieben war, um, ehe sie mit sich und ihrem Gewissen abschloß, sich von einer Last zu befreien.

Die Hände herabhängend und gefaltet, stand sie nach den Worten da, den Blick zu Boden gesenkt, unfähig, weiter zu sprechen.

Lucy, zu ihr gewendet, schaute sie lange und zweifelnd an. Dieses Weib wagte es, sie aufzusuchen, sie, die für all' die Wohlthat und Freundschaft, die sie genossen, ihr so furchtbar wehe gethan! Aber wie sie auf sie blickte und das Gepräge der Zerknirschung erkannte, neigte sich ihr Herz zur Theilnahme; es begann laut aufzuklopfen, denn

auch Jene schien unglücklich, sie kam nicht in böser Absicht.

Schwer ward es ihr, ein Wort hervorzubringen; sie wußte es nicht zu finden.

„Ich habe nicht von Ihnen verdient, was Sie mir angethan," brachte sie endlich hervor, ihr Antlitz von ihr abwendend. „Ihr eigenes Gewissen mag Ihnen darüber schon Rechenschaft gegeben haben, wenn ich Ihr Erscheinen hier richtig verstehe."

Valeska blickte überrascht auf. Sie wußte, was sie noch als ihr Geheimniß betrachtet und zu beichten gekommen war!

„Ich fühle mich selber schuldig an dem Unglück meiner Ehe," fuhr Lucy fort. „Ich war voll Vertrauen, bis ich, die ich theilnehmend zu Ihnen eilte, als man mir in der Nacht sagte, Sie seien erkrankt, den eigenen Gatten in Ihrem Zimmer finden und mich von der schnödesten Intrigue Derjenigen überzeugen mußte, die ich wie eine Freundin behandelte."

Lucy legte das Taschentuch vor die Augen. Valeska hatte sie erstaunt angehört, sie schüttelte jetzt traurig das Haupt.

„Das ist es nicht, gnädige Frau, weshalb ich kam!" sprach sie langsam, aber mit fester Stimme. „Das nicht! O nein!" Sie lächelte bitter vor sich

hin. „Ich darf Ihnen den heiligen Schwur ablegen, daß ich stets Ihre Rechte geachtet, daß auch von Seiten Ihres Gatten nichts geschehen, was diese verletzt hätte.“

Lucy wandte sich hastig zu ihr zurück. Mit großen, weit geöffneten Augen maß sie Valeska, sie strafend der Lüge wegen, die sie eben gesprochen; aber der Ausdruck der Wahrheit, den sie auf diesem Antlitz erkannte, machte sie verstummen. Valeska that einige Schritte zu ihr.

„Was mich zu Ihnen führte, gnädige Frau,“ sprach sie mit erhobener Stimme, nicht ohne Zittern, „das ist der Wunsch, Ihnen das Bekenntniß einer andern Schuld abzulegen. Hören Sie mich an, nur wenige Minuten!“ . . . Sie sammelte die Kraft, um auszusprechen, was sie bedrückte. „Ich bin nicht Die, als welche man mich bei Ihnen in Florenz einführte, nicht die Nichte des Mannes, der mir vor Ihnen einen falschen Namen gab; ich bin nur das unglückliche Opfer eines Betrügers, der Sie vor meinen Augen belog und betrog, ohne daß ich es wagen durfte, mich selbst als seine Kreatur, als eine sich in seinen Händen windende Betrügerin zu verrathen.“

Lucy, anfangs keiner Bewegung fähig, zuckte erst zusammen, als sie ganz zu verstehen fürchtete.

„Sie sprechen . . . von . . .“

„Von Eschenburg, gnädige Frau, der mich, eine verfolgte, flüchtige Abenteurerin, in Florenz wieder aufgriff, die er einst als blutjunges, unerfahrenes Mädchen auf den Weg des Lasters getrieben, nachdem er meinen Vater ins Zuchthaus, meine Mutter zum Selbstmord gebracht. Er brauchte mich, um Ihre Ehe zu stören, zu zerreißen, die ihm bei seinen betrügerischen Absichten gegen Ihren Gatten ein Dorn im Auge war. Er, der sich an Sie gedrängt, in der zweifellosen Absicht, Sie Beide langsam hinzuwürgen, wie er es schon Anderen gethan, suchte mich, die ich auf der Flucht vor der strafenden Hand der Gesetze war, zu zwingen, Ihnen den Gatten abwendig zu machen. Ich widerstand ihm, obgleich ich stets warmen Dank für die Freundschaft in mir fühlte, die Herr von Hangenstein einer Unwürdigen gewährte. Er drohte, mich zu verrathen, und ich verrieth Sie endlich, gnädige Frau, um meiner eigenen Rettung willen. Er sprach mir von dem jungen Fremden, Don Valerio, der einst Ihnen theuer gewesen sei, er, der ohne Zweifel Ihren Gatten schon vor diesem gewarnt, leitete diesen in der unruhigen Nacht und machte ihn zum Zeugen, wie der Fremde heimlich Ihre Hand in der seinigen hielt. Ich floh unter einem Vorwand

in mein Zimmer; er sandte mir Ihren Gatten nach und ich, die ich Sie absichtslos beobachtet, belog diesen in einem Anfall der Tollheit, des wahnsinnigen Neides einer Verlorenen gegen eine Glückliche! ... Ich bin satt dieses elenden, ehrlosen Lebens, das mich zwingt, das Tageslicht, das Antlitz der Menschen zu fliehen! Erzogen von sorgsamer, liebevoller Mutterhand, foltert mich stets das Bewußtsein, Derer unwürdig geworden zu sein, auf die mich meine Erziehung hinweist; der Gedanke ist mir unerträglich geworden, inmitten froher, glücklicher Menschen jeden Augenblick eine Stimme zu hören: Juliane Rebhorst! Wie kommt sie, die Hehlerin, die Genossin von Fälschern und Hochstaplern, unter uns! Uebergebt sie Denen, die nach ihr suchen! ... Ich fürchte meine Verfolger nicht mehr, gnädige Frau, aber ich besitze noch Ehrgefühl genug, mich ihnen nicht zu überliefern; ich kenne ein anderes Gericht, und das will ich selber üben, sobald ich gethan, was mir noch zu thun bleibt ... Leben Sie wohl, gnädige Frau, und verzeihen Sie einer Unglücklichen, daß sie so elend sein konnte!"

Valeska schaute nicht auf, sie wagte nicht in das Antlitz Derjenigen zu blicken, gegen die sie so schwer gesündigt. Sich abwendend schritt sie zur Thür.

Lucy hatte sie in starrem Schweigen, die Augen unverwandt auf sie gerichtet, angehört. Dasselbe Gefühl der Vergebung, das sie schon beim ersten Anblick dieses Weibes heute beschlichen, überwältigte ihren Abscheu beim Anhören dieser Bekenntnisse. Sie sah Valeska gehen und noch stand sie regungslos.

„Frau von . . .“ Der Name wollte nicht mehr über ihre Lippen. Sie eilte ihr nach und ergriff ihren Arm in der Thür. „Nicht so wollen wir uns trennen!“ bat sie milde und dringend. „Sie sind unglücklich, und was ich Ihnen zu vergeben habe, ist bereits verziehen; was Sie Anderen gethan, darüber mögen diese mit Ihnen rechten!“

Valeska streckte abwehrend beide Arme vor sich. Sie barg ihr Antlitz.

„Nur Barmherzigkeit!“ bat sie mit hohler, rauher Stimme.

„Eben diese zwingt mich, Sie nicht fortzulassen!“ Lucy legte den Arm um ihren Leib. Valeska sträubte sich gewaltsam, immer mit abgewandtem Antlitz. „Sie sind mir noch weiteres schuldig und wär's nur, daß Sie selbst meinen Gatten überzeugten, ihm sagten, was Sie mir bekannten! Wolf hängt blind an diesem Manne, von dem Sie so Schreckliches erzählten, dem ich selbst vertraute, denn ich hörte nie etwas Unwürdiges aus seinem Munde!“

Das Letztere mochte Valeska noch zaudern machen.

„Sobald er erfährt, daß ich ihn entlarvt, wird er mir zuvorkommen, und ich fürchte mich vor ihm!“

Sie verhüllte das Antlitz.

„O, eine Hyäne würde eher der Schonung fähig sein, als dieses Ungeheuer!“

Valeska sprach das in einem Ton, der Lucy schaudern machte.

„Ich durfte und darf nicht einmal Ihren Gatten warnen vor ihm!“ Und als bereue sie, was sie gesagt, wandte sie ihr verzerrtes Antlitz, die Hände faltend, zu Lucy. „Versprechen Sie mir, nicht jetzt, nicht heute und nicht morgen zu verrathen, was ich von ihm gesprochen! Erst wenn ich gethan habe, was ich muß, dann sprechen Sie . . . Alles, Alles!“

Lucy sah mit Erschrecken in den Augen der Unglücklichen den Ausdruck einer gewissen geistigen Störung. Sie suchte sie zu beschwichtigen.

„Ich gelobe Ihnen zu schweigen, aber beruhigen Sie sich! Und versprechen Sie mir, in unser Haus zurückzukehren; ich folge Ihnen bald! Niemand soll erfahren, errathen . . .“

„Zurück? O nein! Ich vermöcht' es nicht, ich will es nicht! Er würde mich dort finden, und

ich bin noch nicht dazu bereit; ich will ihn suchen, aber nicht heute!"

Wieder flackerte es so unheimlich in den Augen Valeska's, daß Lucy zurückschrak und die Hand von ihr zog.

„Aber Sie werden wenigstens sich ausruhen hier, wo mich das Unglück der Schwester festbannte." Lucy beschlich eine Empfindung der Furcht vor den wild leuchtenden Augen Valeska's, als diese nicht antwortete und ein garstiges Lächeln durch ihre Gesichtsmuskeln zuckte. „Ich kann Sie nicht fortlassen," flüsterte sie unhörbar vor sich hin, auf Rath denkend. „Und . . . mein Gott . . . Valerio! Ich muß Pablo erwarten!"

Valeska hatte den Namen gehört. Wieder kehrte das Lächeln auf ihr Antlitz zurück.

„Sagen Sie mir . . . Sie lieben diesen Valerio?" fragte sie leise sich zu Lucy beugend.

Diese erschrak.

„Einst that ich es! Wolf weiß es, ich machte kein Geheimniß daraus; ich war fast ein Kind noch damals! . . . Sie wissen nicht, was geschehen, welch ein herzzerreißendes Unglück diese . . . Lüge angerichtet! Von meines Gatten Hand schwer verwundet ist Valerio soeben in seine Wohnung gebracht worden!" Lucy faltete, jetzt erst des Geschehenen wieder ein-

gedenk, die Hände und schaute verzweifelt vor sich nieder. „O mein Gott, ist es möglich! Und ich die Schuld an Allem!"

Ein Geräusch in den Nebenzimmern ließ sie erschreckt aufhorchen; ihr Herz pochte in ungestümen Schlägen; sie meinte Pablo's Schritte zu hören. Aber statt seiner trat der Diener ein und meldete Herrn von Eschenburg.

Valeska stieß einen leisen Ton des Erschreckens aus. Sie richtete sich auf, als wollte sie ihn kühn erwarten, sank aber wieder zusammen.

„Noch nicht! . . . Nicht hier!" flüsterte sie umherschauend, während Lucy verwirrt und unschlüssig dastand, und huschte wie ein Schatten hinter die Portière zu Pablo's Zimmer.

„Ich erwarte ihn!" hauchte Lucy. Sie würde ihn ersehnt haben auch als ihren Vertrauten, wäre sie nicht noch unter dem Eindruck von Valeska's Enthüllungen gewesen. In die Mitte des Zimmers schreitend, stützte sie die Hand auf den Tisch, kaum wagend, aufzuschauen, als sie seine Schritte vernahm.

Bei seiner Annäherung zuckte sie und trat, ihm ihre Furcht nicht verheimlichend, zurück, denn Eschenburgs Miene war eine beängstigend feierliche. Mit schwerem Ernst und fast theatralischer Haltung stand er vor ihr.

„Ich bitte um Verzeihung für mein unangemeldetes Eindringen, meine Gnädigste,“ begann er nach respektvoller Verbeugung mit derselben strengen Miene und knappster Höflichkeit. „Die Umstände werden mein Kommen entschuldigen, denn es führt mich eine der traurigsten Pflichten hierher, der ich mich nicht zu entziehen vermochte.“

Eschenburg war es früher gewohnt gewesen, in leichtem Kavalierton zu ihr zu sprechen; seine Solennität erschien ihr wie eine absichtliche Verletzung, indeß der Gedanke, daß er, der Vertraute Wolfs, ihr auch von Valerio's Schicksal zu reden komme, beruhigte sie wenigstens in dieser Richtung.

Aber ihr graute vor diesem Manne jetzt, seit sie wußte, daß er ihnen Allen gegenüber eine Maske trage, und sie war nicht in der Fassung, ihm dies zu verhehlen. Sie bot ihm keinen Sessel, vermied sogar seinen Blick, und er suchte auch nach dem ersteren nicht.

„Um mich kurz zu fassen, meine Gnädigste,“ hob er wieder an in einem Ton, der nichts mit seiner bisherigen freundschaftlichen Stellung zu ihr gemein hatte, „ich komme im Auftrage des Baron von Hangenstein, der soeben für immer die Stadt verlassen und mich zum Ueberbringer seiner letzten Mittheilungen gemacht hat. Sie werden den Charakter

derselben errathen nach dem Rencontre, das heute Morgen zwischen ihm und Don Valerio stattgehabt."

Lucy, schwer in ihrem Frauenstolz verletzt durch die groteske, fast feindliche Haltung Eschenburgs und sein kaltes Ceremoniell, hatte die Hand beschwichtigend auf die Brust gelegt; als sie vernahm, daß Wolf sie verlassen, preßte sie diese Hand fester aufs Herz, um einen stechenden Schmerz zu erdrücken. Aber sie schwieg; nur der tiefe Zug um ihre Mundwinkel verrieth, was in ihr vorging.

„Sie begreifen, wie schwer mir meine Mission, gnädigste Frau; sie sollte eigentlich der Frau von Kerstowan als Ihrer Freundin übertragen werden, aber da diese nicht zu finden, mußte ich mich derselben unterziehen . . . Mein Zartgefühl verbietet mir, die Gründe zu nennen, welche den Baron von Hangenstein bewogen . . ."

Lucy unterbrach ihn, mit Empörung zu ihm aufblickend.

„Die Gründe! Sie beleidigen mich, Herr von Eschenburg! Ich kenne keine Gründe, es seien denn die Ihrer eigenen schmachvollen Intrigue, die mir selbst nur der Zufall enthüllte! Konnte Wolf so kurzsichtig sein, Sie nicht zu durchschauen, ich errieth Sie und Ihre Absichten, denen es gelungen, das

Glück einer Ehe zu stören, die Ihnen — ich erkannte das schon zu Anfang . . .“

„Meine Gnädigste,“ unterbrach sie Eschenburg, der jeder Verständigung den Weg sperren wollte, „gestatten Sie mir die Andeutung, daß die Gründe des Herrn von Hangenstein leider nur allzu berechtigt, ja, so überführend, daß selbst ich, sein Freund, mich mit trauerndem Herzen gezwungen sah, meiner bisherigen, grenzenlosen Verehrung für Sie zu entsagen, als ich gestern Morgen, mit Hangenstein hierher kommend, um unsere Theilnahme für die Kranke zu bezeugen, Don Valerio, hier an dieser Stelle Ihre Kniee umschlingend, zu Ihren Füßen sah. Don Valerio hat dies heute Morgen schwer bezahlt, er wird es vielleicht mit seinem Leben büßen. Nach einer von Ihrer Frau Schwester gemachten, vielleicht mehr unbedachten als absichtsvollen Aeußerung, die Hangenstein zu Ohren gekommen, ist dieser junge Mann, mit dem Sie in Korrespondenz geblieben, als Bote Ihres Oheims hierhergekommen, um Sie in Ihre Heimat zurückzurufen, wo man beabsichtigen soll, Ihre Ehe durch den Spruch der Kirche für ungültig zu erklären. Herr von Hangenstein beauftragte mich nun ausdrücklich, Ihnen mitzutheilen, daß er nach dem Vorgefallenen dieser Absicht nichts in den Weg lege. Auch mit seinen

materiellen Verfügungen, Ihre Zukunft betreffend, hat er mich beauftragt und ich werde nicht verfehlen, mich auch dieser Pflicht zu entledigen."

Eschenburg, der gleichgültig gegen die zerschmetternde Wirkung seiner Rede fortgefahren, machte eine kalte, abgemessene Verbeugung und verließ mit festen Schritten das Gemach.

Er sah nicht, wie Lucy die Arme erhob, wie sie bewußtlos zusammenbrach und mit einem Schmerzenslaut auf den Teppich sank. Es wäre ihm gleichgültig gewesen, hätte er es gesehen. Ein Opfer, eine Leiche mehr, er rechnete das nicht; er hatte mit derselben Ruhe an diesem Morgen auch Valerio mit Wolfs wohlgezielter Kugel in der Seite auf dem Wahlplatz zusammenbrechen gesehen.

Mit phlegmatischer Grandezza, zufrieden mit sich selbst, lehnte er sich in den Wagen zurück, absichtlich in die Straße hinausschauend, als Pablo eben vor ihm aus einem Fiaker sprang, um Lucy die beruhigende Nachricht zu bringen, daß der Arzt das Leben des armen Valerio zu erhalten hoffe.

Im Salon stand inzwischen Valeska, die Hände gefaltet, vor der bewußtlos Daliegenden, mit stumpfem Blick auf sie hinabschauend.

„Diese hielt ich für eine Glückliche," murmelte sie vor sich hin, „und sie zu verderben, habe ich

dem Satan meine Hand geliehen! Ein Opfer mehr, aber es soll sein letztes sein! ... Ich bedarf keiner Hülfe; ich will ihn aufsuchen unter dem Vorwand, meinen Lohn zu begehren; er soll den seinigen haben!"

Ebenso stumpfsinnig schritt sie zur Thür. Pablo trat ihr in derselben mit froher Botschaft in den Augen entgegen und wich entsetzt zurück, als er Lucy erblickte.

„Frau von Kerstowan, was ist geschehen? Ich beschwöre Sie!" ... Er deutete, ihre Hülfe begehrend, auf die Unglückliche.

Schweigend schüttelte Valeska den Kopf und schritt an ihm vorüber.

XLVI.

Etwa vier Monde waren verflossen. An dem bisherigen Schauplatz dieser Erzählung trieb der Herbstwind schon die welken Blätter vor sich hin und Die da hinausgezogen waren zur Sommerfrische, in die Bäder und auf die Berge, kehrten heimwärts, zwischen ihre Mauern zurück, um sich mit wieder gekräftigten Lungen zu neuem Winterfeldzug zu bereiten.

Ueber demselben nordafrikanischen Gestade, auf das Wolf von Hangenstein so sehnsüchtig hinausschaute, als er noch nicht wußte, was er wollte und gerade das am wenigsten Gewollte doch so eifrig that — über demselben Gestade, aber östlicher als damals, leuchtete die ewige Sonne. Die Palmen streckten majestätisch ihre von saftigen gelben Datteln umkränzten Wedel in die blaue Luft, die Riesenakazien waren mit Blüthen bedeckt, die Sykomore wölbte ihren gewaltigen dunklen Dom, der Jasmin duftete, Orangen, Mandarinen und Liebesäpfel

leuchteten schwellend aus dem Laub und der glühende Hauch der Zone flüsterte in dem Zuckerrohr.

An der Küste Aegyptens rüstete man sich zum Empfange der Tausende von Gästen aller Welttheile, die der königliche Verschwender, Ismael Pascha, geladen, um ihnen die trügerischen Coulissen der Kultur eines Landes zu zeigen, daß so wenige Jahre später der Schauplatz eines fanatischen Massenmordes werden sollte. Festlich geschmückte Barken, Beamte in goldstrotzenden Uniformen erwarteten bei Ankunft jedes Dampfers die Geladenen und haufenweise stürzten die armen Fellachen und Araber bettelnd auf die Ankommenden.

Die Stadt Alexandria hatte Toilette gemacht, königlicher aber noch hatte sich die Residenz des Khedive geschmückt, in welcher dieser den Luxus des Abendlandes mit der Märchenpracht des Orients vereinte.

Unter den Gästen, die in den Wochen vor Beginn der Festlichkeiten schon in dem großen Kaffeehause an der Esbekieh zu erscheinen pflegten, imponirte den Eingeborenen wie den Fremden die mächtige Gestalt eines blondbärtigen Mannes, der in leichter Reisekleidung, den breiten Filzhut tief über die Stirn gedrückt, unter den schattigen Bäumen dahinschritt. Er war auch der Gegenstand allge-

meiner Aufmerksamkeit, wenn er im offenen, von einem schwarzen Kutscher gelenkten Wagen um die abendliche Promenadezeit durch die Schubraallee fuhr, um vor dem Restaurant da draußen lange in sich versunken dazusitzen und gleichgültig und unzugänglich für die übrigen Gäste auf das bunte Hinundher der Wagen, der Kameele und der hinter ihren Burikos zeternden Fellachen zu schauen.

Nur Einer war's, dem er das Recht gönnte, sich zu ihm zu setzen, mit ihm zu plaudern, ein älterer Herr mit halbergrautem Vollbart, der mit den die Gäste umbettelnden nackten Fellachenkindern in ihrer Sprache seine Scherze trieb, den Eingebornen der Bedienung in arabischer Sprache seine Befehle gab und mit diesem und jenem graubärtigen Kairenser Grüße freudigen Wiedersehens tauschte.

Wolf war es, der Schweigsame, den die Unruhe seines Daseins unter Eschenburgs Lenkung nach monatelangem Umherirren hierher geführt, wo dieser ihm Zerstreuung versprochen hatte.

Seine geheime Sehnsucht war seltsam genug eigentlich dasselbe sonnige Land gewesen, in welchem er das traurigste Erlebniß seines Daseins zu verzeichnen hatte, aber Eschenburg, der seinen Einfluß auf ihn noch immer aufrecht zu erhalten bemüht, hatte ihn zwischen den beiden östlichen Küsten des

adriatischen und des Mittelmeeres zu beschäftigen gewußt; er hatte den Rastlosen nach Dalmatien, Montenegro, Albanien und Griechenland geführt, hatte ihn von Sizilien, wo er ihn eines Tages in Palermo sinnend vor einem nach Cadiz gehenden Dampfer stehend gefunden, nach Tunis geführt und ihn so ostwärts nach Aegypten gelenkt.

Wolf erschien fast willenlos diesem Manne gegenüber; er that, was dieser rieth und folgte ihm, wohin dieser ihn zu gehen überredete, mit mürrischer Indifferenz. In Albanien, den schwarzen Bergen und auf der Insel Sardinien hatte er sich wochenlang von ihm getrennt, um auf den waldigen Höhen, in den wüsten Schluchten den Bären, den Hirsch, die wilde Ziege und das Mufflon zu jagen und das war seiner Stimmung eine willkommene, rauhe Zerstreuung gewesen, die Eschenburg nicht theilen wollte; dann zu diesem zurückgekehrt, hatte er sich gleichgültig ihm wieder überlassen.

War ihm früher, vor seiner Verheirathung, das Dasein ein langweiliges gewesen, eine Leere, die er nicht auszufüllen verstanden, so war es ihm jetzt eine Wüstenei. Er ließ Alles an seinem Auge vorübergehen, ohne geistigen Antheil daran zu nehmen; kein Lächeln kam mehr auf sein Antlitz, keine Erregung bewegte die Muskeln desselben; stundenlang

konnte er dasitzen und auf einen Punkt blicken, ohne irgend welche innere Thätigkeit zu verrathen. Eschenburg war allerdings nach wie vor sein Freund, sein einziger Umgang, der Einzige, der auf ihn Einfluß zu haben schien, aber Wolf hatte keine Interessen mehr, in welchen dieser sich hätte geltend machen können.

Als Eschenburg ihn nach seiner schnellen Abreise zu finden gewußt, hatte er ihm in alter Weise die Hand gereicht, aber er vermied es, ein Wort über das Geschehene zu sprechen. Ein einziger Blick deutete Eschenburg an, daß zwischen ihnen nie die Rede davon sein dürfe.

Er fragte diesen auch nicht, wie er Alles nach seiner Abreise geordnet, er nahm nur schweigend die Vollmacht zurück, welche er ihm gegeben und Eschenburg belästigte ihn nicht mit einer Rechnungslegung. Er hatte vor seinem eiligen Scheiden von seinem Bankier einen Kreditbrief auf eine Summe genommen, die auf Jahre hinaus seine Bedürfnisse deckte, er fragte nicht, was aus seinen Pferden, seinem Schloß und Gut, aus all' dem geworden, was er einst um sich gehabt und antwortete ebensowenig, wenn Eschenburg sich eine ihm unverfänglich erscheinende Frage erlaubte. Die letzte Vergangenheit

schien in seinem Gedächtniß verlöscht und die Gegenwart weckte in ihm keine Empfindung; ihm schien's auch gleichgültig, was Eschenburg noch an ihn fesseln mochte, und ebensowenig fragte er sich, wie probehaltig doch die Freundschaft dieses Mannes sein müsse, der sich so selbstlos sein unfreundliches Wesen gefallen lasse.

Desto neugieriger fragten oft Diejenigen, mit welchen sie auf der Reise zusammentrafen, denen Eschenburg als der edelste, aufopferndste Charakter erscheinen mußte. Sein Freund sei gemüthskrank, erklärte er; traurige Schicksale hätten eine tiefe Verstimmung in ihm zurückgelassen, man müsse ihn schonen, bis er wieder genesen. Und wenn Wolf den Leuten abstoßend oder unzugänglich war, blieb Eschenburg der galante Aristokrat. Er suchte sogar nach Bekanntschaften und hatte auch schon eine solche mit einem reichen alten Russen geschlossen, der, wie er, auf Umwegen nach Aegypten ging. Mit diesem hatte er auf dem Messageriedampfer unzählige Partien Ecarté gespielt, in welchen er ihm zuweilen ganz bedeutende Summen abgenommen.

Es hatte fast den Anschein, als habe er diesen zu seiner neuen Jagdbeute ausgewählt, indeß er war ihm vorläufig wieder entgangen, nachdem er sich Revanche in Kairo hatte versprechen lassen.

Und hier suchte und fand er diesen. Er theilte seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und Wolf, aber bei all' derselben schien es doch, als mische sich in seine Freundschaft für Letzteren eine gewisse Ungeduld, ein Ueberdruß, ein Verlangen, ein Ende mit derselben zu machen.

Er sprach zu Wolf nicht mehr von seinem Plan, die Aequatorialgegenden aufzusuchen; er fühle doch, daß er schon zu alt hiefür geworden sei, meinte er, dahingegen zeigte er, daß es ihm behaglich, sich wieder in die Sitten des Orients zu versenken, die ihm einst so geläufig gewesen.

Es waren noch zehn Tage bis zum Beginn der großen Festlichkeiten; er schlug deshalb Wolf eines Tages vor, das Hotelleben aufzustecken und mit ihm alla turca zu wohnen. Ihm sei auf der Muskieh ein alter Freund, ein wohlhabender Türke, begegnet, der ihm seinen Konak, sein Haus, zur Miethe offerirt. Es sei einmal etwas Anderes, Originelles nach mohammedanischem Brauch zu leben; auch er, Wolf, werde Geschmack daran finden. Das Haus liege am Nil, habe einen herrlichen, von hohen Mauern umgebenen Garten, schöne Fontänen, ein Selamlik und ein Haremlik, eine Männer- und eine Frauenwohnung und luftige Räume mit schönen Galerien, in denen man sich dem „Käff", dem orien-

talischen dolce far niente oder, was noch erquicklicher, dem Nirwana, dem zeitweise gänzlichen Aufhören jeder geistigen Empfindung oder Thätigkeit hingeben könne.

Wolf, der eben an seinem Lieblingsplatz, im Vorgarten des Restaurants in der Schubraallee saß, hörte seinen Vorschlag apathisch mit an. Es sei ihm recht, antwortete er, ohne Zeichen irgend welcher inneren Regung, und Eschenburg begann jetzt ihm zu schildern, wie man sich vielleicht sogar für einige Monate einrichten könne.

Abdul Kerim, sein alter Freund, nehme seine Weiber mit sich, da er den ganzen Winter hindurch auf seiner Besitzung im Delta, in der Provinz Garbieh verweilen werde, er lasse aber seinen Troß von männlicher und weiblicher Dienerschaft und seinen Koch, seine kostbaren Teppiche und silbernen Service, seine seltenen Tschibuks und Nargilehs zurück, auch seine Dahabieh, seine mit den weichsten seidenen Divans ausgestattete Nilbarke, stelle er zur Verfügung, und so stehe ihnen denn eine beneidenswerthe orientalische Villegiatur in Aussicht. Man werde unter dem Säuseln der Palmen und Cedern, in von Blüthen und Früchten balsamirter Atmosphäre einschlummern, sich Kühlung fächeln lassen von gehorsamen Sklavinnen, die Nächte auf dem Nil ver-

dämmern und durch Haschisch sich in vollständige Weltvergessenheit wiegen, bis der Lärm der herbeiströmenden Gäste sie in den Strudel von Festlichkeiten hineinreiße, wie sie so großartig und berauschend selbst Babylon nicht gekannt habe.

Wolf hörte ihn mit derselben Unempfindlichkeit an, wie er weiter seine häuslichen Pläne entwickelte.

„Es ist mir recht!" wiederholte er trocken. „Es soll mir sogar erwünscht sein, dem Lärm hier aus dem Wege zu gehen."

Eschenburg schielte ihn argwöhnend an.

„Gerade was Tausende von Celebritäten aus allen Welttheilen hieherzieht, erscheint Ihnen lästig?" fragte er mit Vorwurf. „Wir werden hier der Quintessenz aller Wissenschaft und Kunst, der Diplomatie, den erlauchtesten Persönlichkeiten begegnen!"

„Ich bin nicht neugierig, sie zu sehen, aber um Sie nicht zu stören in Ihrem Genuß . . ."

Eschenburg schaute zu den Kronen der alten, den Garten beschattenden Sykomoren hinauf.

„Die Sonne wird bald untergehen; ist es Ihnen recht, wenn wir Abdul Kerims Landhaus noch in Augenschein nehmen? Er erwartet uns und wird uns lukullisch bewirthen. Ich habe später im Hotel meinem russischen Freund heut Abend noch ein Treffen im Ecarté zu liefern."

„Ich stehe zu Diensten!“ Wolf wußte, daß, seit sie im Hotel wohnten, jeden Abend in demselben stark gespielt wurde. Ihn ekelte das bereits an, aber er fügte sich. Er sah alte Bekannte Eschenburgs aus Berlin unter den Spielenden, aber er ging ihnen aus dem Wege; sie waren ihm unsympathisch geworden.

Der Garten des Restaurants füllte sich eben wie gewöhnlich um die abendliche Promenadezeit mit europäischen Gästen, den Vorläufern der großen Festepoche, die bei Zeiten sich einfanden, um den Orient noch in seinem Alltagskleide kennen und das Folgende verstehen zu lernen.

Eschenburg tauschte hier einen Gruß, dort einen Händedruck. Wolf erkannte wiederum unter diesen Gästen einzelne, die er daheim durch Eschenburg schon kennen gelernt; sie waren gestern mit dem Schiff in Alexandria eingetroffen und reichten ihm erfreut die Hände; aber er hatte auch für sie nur einen kühlen Gruß und wünschte nicht belästigt zu sein.

Eschenburg schien dadurch verletzt.

„Sie müssen sich endlich losreißen von dieser trüben Stimmung!“ mahnte er zum ersten Male freundlich. „Ich erwartete gerade hier von diesen Festlichkeiten, wie sie Generationen nicht wieder sehen

werden, die beste Wirkung auf Sie. Aber ich gebe die Hoffnung doch nicht auf."

Wolf nahm die Mahnung gleichgültig hin; er antwortete nicht und folgte Eschenburg auf die von Fiakern, Kameel- und Eselstreibern belebte große Straße.

Des Letzteren Absicht schien es, hier mit einem gewissen Pomp aufzutreten. Auf dem Bock seines von einem Nubier geführten Fiakers saß ein von ihm gemietheter Diener in goldstrotzender Kawassenkleidung, ein Sais, ein Vorläufer, stand in seiner schneeweißen Kleidung mit den Ballonärmeln bei den Pferden, seines Winkes gewärtig, und dieser setzte sich dem Wagen voran mit großem Geschrei in Bewegung.

Auch dieser Pomp ließ Wolf sehr kalt; er nahm kaum Notiz davon und blickte theilnahmlos in das zunehmende halb orientalische, halb abendländische Getreibe.

In das Gefühl schwer gekränkter Manneswürde, in das trostlose Bewußtsein, so schmachvoll getäuscht worden zu sein — ein Bewußtsein, das selbst seines Gegners Tod nicht in ihm gemildert haben würde — hatte sich endlich auch ein Vorurtheil gegen den Einzigen gemischt, den er für einen aufrichtigen Freund gehalten.

Seit dieser Mann vor ihm erschienen und sich ihm als Genossen seines Vaters präsentirt, war das Schicksal über ihn hereingebrochen, das ihn so lange ganz vergessen zu haben schien. Seit dieser Eschenburg an seiner Seite geblieben, hatte er keine Ruhe mehr gefunden.

Freilich war Eschenburg nicht schuld an seiner unglücklichen Ehe, er hatte dieselbe sogar nicht gebilligt, als er noch keinerlei freundschaftliche Berechtigung gehabt. Er, Wolf, fand sogar nirgendwo einen wirklichen, gegründeten Vorwurf gegen ihn, wenn er ihn selbst suchte, denn Eschenburg war stets der bereitwillige, gefällige, sogar aufopfernde Hausfreund gewesen und hatte bis zuletzt an seiner Seite ausgehalten. Aber trotz alledem war's ihm, als bringe er kein Glück; ein noch unverstandenes Gefühl sagte ihm, es sei besser, sich von ihm zu trennen und wieder seines eigenen Weges zu gehen.

Und dieser Weg . . . Er hatte in sich einen unsichtbaren Führer, aber dem wollte er nicht gehorchen, gegen den sträubte sich sein ganzes Wesen. Oft in einsamen, nächtlichen Stunden lag er schlummerlos, mit offenen Augen, und an seinem Geiste ging dann Alles vorüber, was er Trauriges erlebt, aber nicht ohne eigenen Vorwurf.

Er sah dieses schöne junge Weib, das sich einst

so vertrauensvoll an ihn geschmiegt. Sie hatte nichts von ihm begehrt, nur seinen ritterlichen Schutz. Sie hatte, als er sie überredet, die Seine zu werden, ihm niemals Ursache zum Mißtrauen gegeben, war mit kindlicher Innigkeit stets wieder zu ihm geeilt, wenn diese Ernesta — dieses rastlose Weib! — sie von ihm gezogen. Sie hatte ihm ohne Falsch gezeigt, wie glücklich sie war, wenn sie ungestört an seiner Seite sein konnte; er hörte noch ihre helle, zum Herzen gehende Stimme, wenn sie zu ihm plauderte.

Aber er . . . er war stets kalt gegen sie gewesen, hatte sich oft durch ihre Herzlichkeit sogar belästigt gefühlt; und sie hatte das hingenommen, ohne verletzt zu sein. Er hatte oft seinen Launen den Zügel gelassen, und sie . . . niemals hatte er dergleichen in ihr gefunden; sie war ihm immer dieselbe geblieben.

Da aber war dieser junge Mann gekommen und . . . Nein, wie er auch suchte, er fand keine Rechtfertigung für sie! Andere hatten ihn täuschen, sie bei ihm verleumden können, selbst diese Kerstowan, die ihm auch so unbegreiflich in jener Nacht gewesen, seine eigenen Augen aber täuschten ihn nicht . . . So, wie er diesen Fremden vor ihr auf den Knieen liegen gesehen, so war derselbe auf dem Kampfplatz

vor ihm auf die Kniee zusammengebrochen, als habe ihn die Vorsehung selbst zur Abbitte gezwungen. — Dann war Alles aus gewesen.

Ob Eschenburg, als er nach dem Duell eiligst die Stadt verlassen, für sie gesorgt hatte! . . . Es war ihm wohl mehrmals unterwegs diese Frage auf die Zunge gekommen, aber er hatte sie nicht über die Lippen gebracht; er wollte ihren Namen nicht mehr aussprechen, er sollte vergessen, begraben sein.

Und dennoch stieg immer wieder die Frage in ihm auf. Er wollte endlich, wenn er sich einmal in der Stimmung fühlte, mit Eschenburg reden — über Alles, was er ihm bei seiner eiligen Abreise überlassen. Nach John und seinem Schloßgut hatte er ihn wohl gefragt, aber Eschenburg war einer Antwort ausgewichen.

Jetzt war es wohl endlich an der Zeit, einmal über all' das zu plaudern, und das sollte geschehen, wenn sie draußen ungestört in dem Landhause am Nil wohnten.

Gedanken wie diese beschäftigten ihn auch wieder, als er an Eschenburgs Seite durch die arabischen Quartiere, für deren Schmutz und Armseligkeit der Platz der Esbekieh nur eine moderne Coulisse ist, in der Richtung von Bulak hinausfuhr.

„Sehen Sie dort jenes arabische Kaffeehaus!“ weckte ihn Eschenburg aus seinem Schweigen. „Dort war es, wo ich Ihrem seligen Vater, dem wackern Bernd, zum ersten Mal begegnete! Ich möchte wetten, daß da hinter der morschen dunklen Galerie noch dieselbe Matte liegt, auf der wir saßen und unser Geschäft verabredeten!“

Stumpfsinnig schaute Wolf hin. Er sah eine Gruppe schmutziger Araber auf zerfetzten Teppichen vor dem niedern Hause sitzen; einige zerlumpte Bettler umlungerten dasselbe, ein altes, Früchte feil haltendes Weib saß daneben, auf ihrem Schooß ein bleiches Kind, dem die Fliegen die kranken Augen verzehrten. Im Sande umher hockten nackte braune Kinder, am Zuckerrohr nagend; von drüben aber winkten die hohen Palmen der Insel Roda und der Jasmin der Gärten von Gesireh sandte seine Düfte herüber.

„Die Poesie des Elends!“ sagte Wolf in tiefem Sinnen hinschauend.

„Und sehen Sie dort jene Barken,“ fuhr Eschenburg fort. „Die einen sind mit Baumwollenfrucht beladen, in den anderen sitzt zusammengekauert, von einem Aga bewacht, die Ernte des Sudan, die schwarze Waare, Männer, Weiber und Kinder! Der Menschenhandel ist zwar philanthropisch

verboten in Unterägypten, aber man schafft die Waare ins Delta hinab, wo der Khedive selbst und die reichen Grundbesitzer, die Paschas, sich das Beste herauswählen, um sie in ihre Baumwollenfelder zu schicken."

„Zur Schande der Menschheit!" murmelte Wolf bitter.

„Wie Sie wollen! Aber da winkt uns Abdul Kerims arabische Villa! Ein Schwarzer steht schon auf dem Mirador, um unsere Ankunft zu signalisiren . . . Die Sonne geht eben unter . . . Hören Sie den Kanonenschuß? Wir sind im Ramadan, er verkündet, daß die Tagesstunden des Fastens vorüber; wir kommen gerade zur rechten Zeit zum Mahl!"

Eine Schaar von Schwarzen empfing Beide vor dem hohen, mit goldenen Suren des Koran überschriebenen Gartenthor und im Binnenhofe empfing sie Abdul Kerim, selbst eine hohe Greisengestalt, die mit Respekt auf die ihn noch überragende seines Gastes schaute und Wolf den Selam, einen Strauß von Lavendel, überreichte.

XLVII.

Keiner von all' Denen, die da mit glänzenden Namen als Geladene dem Rufe des verschwenderischen vizeköniglichen Gastfreundes folgten, ahnte, wie viel Elend der armen Fellachen, wie viel Fluch an den Millionen klebte, die da vergeudet wurden, um der Welt Sand in die Augen zu streuen.

Tausende und Abertausende strömten in seiner Residenz zusammen, um dem großen internationalen Schauspiel beizuwohnen, aber mit den Adlern kamen auch die Geier und aus sämmtlichen Weltstädten der beiden Hemisphären fanden sich die Spieler ein, die Bauernfänger, die Gauner, Spitzbuben und Hochstapler, namentlich die Ersteren, um hier, wo am offenen Markt, an der Esbekieh die Spielbank einiger griechischen Beutelschneider die Vorübergehenden lockte, wo in allen Spelunken die Roulette von Banditen umgeben, die den Glücklichen mit einem Messerstich um seinen Gewinn erleichtern, eine große Messe zu halten.

Und zu diesem Zweck hatte auch Eschenburg mit seinen Spießgesellen von langer Hand seine Verabredungen getroffen. Er, der hier den Boden kannte, einen Boden, wie er nirgends so günstig, der nur zu winken brauchte, um unter der Menge von Strolchen aus allen Nationen, die hier bei dem Mangel an einer wohlorganisirten Polizei und unter dem Schutze der Konsularjurisdiktion straflos ihr Unwesen trieben, die gewandtesten Agenten zu seiner Verfügung zu haben, er rechnete hier auf einen glänzenden Markt und hatte dafür seinen ganzen Stab von falschen Spielern hieher beordert.

Sein Erstes war es gewesen, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen, und diese gingen so weit, daß er sich sogar mit dem von der Polizei selbst gefürchteten Haupt einer notorischen, aus Griechen und Maltesern bestehenden Mörderbande schon am Tage nach seiner Ankunft in einem Kaffeehause die Hand schüttelte, was in diesem Lande keine Schande, sondern nur eine beneidenswerthe Garantie der Sicherheit für Person und Eigenthum war.

Wie in seiner Heimat, erstreckte sich — und das ist wiederum hier nichts Ungewöhnliches — seine Bekanntschaft über alle Stände, vom Minister bis hinab zum Besitzer einer Garküche, zum Kaffir,

dem Wächter eines vornehmen Hauses, und zum Kawassen der Konsulate. Er kannte Alle, soweit sie ihm nicht inzwischen weggestorben waren, und in Manchem, den er ehedem als Lumpen oder Eselstreiber gekannt, begrüßte er jetzt einen hochgestellten Beamten, der seine Carrière über andere Lumpen hinweg gemacht, wie das ebenfalls hier nichts Außerordentliches ist.

Eschenburg fühlte sich, wie gesagt, zu Hause; er spielte die Rolle eines Landeskundigen in den Augen der Fremden, deren Bekanntschaft er im Hotel suchte, gewann durch sein Gesellschaftstalent einen Kreis zum Theil illustrer Gäste um sich, widmete aber in zärtlicher Besorgniß alle Zeit, die er den Anderen entziehen konnte, dem melancholischen Freunde.

An dem Abend, an welchem er mit diesem von der Besichtigung des Landhauses ins Hotel zurückkehrte, verkündete er der auf der Terrasse versammelten Gesellschaft, daß er in einigen Tagen mit seinem Freunde ein reizendes Nilschlößchen beziehen werde, und lud sie Alle zu sich als Gäste. Und sie nahmen die Einladung natürlich mit Enthusiasmus auf, denn Alle hatten das Bedürfniß, sich diesem Kenner des Landes, der Sitten und der Sprache anzuvertrauen, namentlich als Eschenburg mit diskreter Miene

versprach, ihnen auch die geheimsten Geheimnisse zu erschließen.

Wolf blieb auch heute in seiner Apathie all' dem gegenüber und hörte nur mit halbem Ohr. Ihm gefiel es nicht, daß Eschenburg das romantische Landhaus zum Karawanserai aller dieser ihm wildfremden Menschen machte; ihm gefiel auch die Geschäftigkeit nicht, mit der er sich namentlich die jungen, mit Aufwand reisenden Lebemänner in den sich allmälig bis zum Dach füllenden großen Hotels zu verpflichten suchte. Es erging ihm, wie es oft ergeht: man sieht in einem Freunde plötzlich Den nicht mehr, den man bisher in ihm gesehen.

Ueber die Brüstung der weiten Steinterrasse gelehnt, auf welcher die Engländer ihren Cocktail, die Deutschen ihr Bier tranken und Alle in lebhafter Unterhaltung begriffen waren, schaute er scheinbar gedankenschwer und doch ohne positive Vorstellungen hinauf zu den dunklen Kronen der den Platz umgebenden Sykomoren, auf die Bettler, die Eselsjungen, die Zauberer, Schlangenbeschwörer und Skorpionenbändiger, die sich ihm zu Füßen sammelten, um ein paar Sabainen zu erhaschen, während in den Laternen des Platzes vor ihm die Lichter eins nach dem andern aufflammten.

Er war so lebensmüde. Wieder wie damals

wußte er nicht, was er wollte, und ein quälendes Gefühl sagte ihm endlich, daß wenn er das Beste, Höchste habe, was der Mensch begehren könne, er es nicht zu schätzen im Stande sein werde.

Er war einmal nicht anders, aber er hätte anders sein mögen und stellte sich täglich die Frage, wie man das anfange. Ein Weib, hatte er gemeint, sei der beste Anker, durch den dies planlose Leben zu festigen, aber den Irrthum hatte er schwer bezahlt.

Den Irrthum! Hatte er in ihm gelegen? Ein Theil desselben freilich wohl; er verhehlte es sich nicht mehr, aber was gab es, das ein Weib berechtigen könnte, die eigene und des Gatten Ehre . . . Ein Weib wie sie, die ihm Zärtlichkeit geheuchelt . . . Nein, konnte sie heucheln, sie mit der kindlichen Innigkeit ihres Wesens?

Aber sie hatte es gekonnt, hatte vermocht, in sich zu vergraben, was für diesen Anderen noch in ihr lebte, bis es durch seinen Anblick wieder aufgelodert . . . Sie könne nicht lügen, hatte sie ihm damals mit so treuherziger Miene gesagt, und sie hatte es dennoch gekonnt.

All' der Hochmuth, all' die Störrigkeit seines Charakters verschwammen in einem Gefühl des Schmerzes, der ihm das Herz zusammenzog, wenn er an dies Erlebniß zurückdachte, und denken mußte

er jetzt daran, seit bei seiner Rückkehr von dem Landhaus in das Hotel der erste Kapitän des Dampfers, der ihn und sein junges Weib damals von Gibraltar nach Marseille getragen und mit seinem Schiffe jetzt im Hafen von Alexandria lag, nichts ahnend von der so frühen Trennung der beiden Gatten, ihm von dem vor wenigen Tagen erfolgten Ableben des Don Armero gesprochen, als wisse Wolf davon, als nehme er an, daß dieser nach den Festlichkeiten seine Gattin abholen werde, die, wie man erzählt, mit ihrer brustkranken armen Schwester am Sterbebette gewesen und als die einzige Erbin des reichen alten Kaufmanns betrachtet werde.

Das war die erste Nachricht, die er über Lucy erhielt. Sie also war drüben in ihrer Heimat, sie und die kranke Ernesta! Er dachte milder über die Letztere, seit er ihr Schicksal kannte, aber die Andere, Lucy . . . Und war auch dieser Andere drüben, oder was war sein Los geworden, nachdem er ihn blutend auf dem Platze gelassen?

Aber sie lebte ja nicht mehr für ihn, durfte nicht mehr für ihn leben. Es war eben nur eine Beruhigung für ihn, zu wissen, daß sie geborgen . . . Aber hatte sie eingewilligt, daß die Kirche ihre Ehe getrennt, wie ihm Eschenburg als unfehlbar vorausgesagt? Dieser Kapitän hielt ihn noch für

ihren Gatten, wußte man wirklich nichts von dieser Trennung?

Er riß sich los von diesen Gedanken, die ihn so heftig bestürmten. Er suchte in sich Interesse für das bunte, lärmende Treiben zu seinen Füßen, das bei eben schnell herabsinkender Nacht die Laternen der Terrasse so grell beleuchteten, und folgte den einzelnen Gestalten der Europäer, die sich unter ihm in das Gewühl mischten.

Und da war's ihm, als habe er selbst, wie er da barhäuptig auf die Brüstung gelehnt, die Aufmerksamkeit einer weiblichen Gestalt erregt, die in dunkler fränkischer Kleidung sich aus dem Schatten der Sykomoren hastig durch die Volksmenge drängte, unter die Terrasse trat, zu ihm hinaufschaute, als suche sie sich zu vergewissern, dann ebenso schnell das Antlitz wieder fortwandte, als eben Eschenburg, die Hand auf seine Schulter legend, neben ihn trat, und hierauf unter der Menge verschwand.

Betroffen war Wolf zurückgefahren. Aufgerichtet, Eschenburgs nicht achtend, lugte er hinaus, aber der Staub des Platzes, der wie ein goldiger Nebel im Lichte der Laternen die Atmosphäre verdichtete, das Gedränge, das sich der Fremden willen vor dem Hause bewegte, das Dunkel unter den hohen Bäumen verengte den Sehkreis. Die Gestalt war verschwunden.

Zerstreut machte er sich von Eschenburg los. Ohne ihm zu antworten, verließ er die Terrasse und mischte sich unter die Menge. Ihn mußte jene Gestalt, wenn sie noch in der Nähe, über die zerlumpten arabischen Bettler und die lungernden Fellachen herausragen sehen, aber er selbst suchte vergebens.

Mit klopfendem Herzen lehnte er sich endlich an einen der riesigen, mit Judasfeigen übersäten Stämme; die Arme gekreuzt über der unruhigen Brust, schaute er nach allen Richtungen. Der Lärm dauerte fort, die Fruchthändler umschrieen ihn, die Fiaker jagten an ihm vorüber und in den offenen Kaffeehäusern schwatzte eine bunte Gesellschaft durcheinander — er wartete vergebens.

„Und dennoch kann es nicht Täuschung gewesen sein!“ murmelte er noch immer erregt. „Aber wie kommt sie hieher! Ich sah sie nicht mehr seit jener verhängnißvollen Nacht . . . Suchte sie Eschenburg, ihren Oheim, warum erschrak sie vor ihm, als er zu mir trat! . . . Er sprach nie mehr von ihr . . . Aber wie sie so elend aussah, nur ein Schatten von ehedem! Und wie geisterhaft ihre Augen mich anstarrten! . . . Es ist zwar nichts Erstaunliches, aus weiter Ferne sich hier zu begegnen, aber sie, ein Weib . . . was sucht sie hier?“

Er wartete lange, lange und immer vergebens. Er suchte auf dem ganzen Platz, schritt die Muskieh entlang, den Rialto Kairos, aber keine Spur von ihr. Und was wollte er von ihr? Wußt' er es denn? Ihn trieb nur das Verlangen, sie wiederzufinden. Und was hätt' er sie fragen können, das ihm nicht seine eigenen Augen bestätigt?

„Es ist genug!" rief er endlich sich selbst zu. „Was todt ist, mag todt bleiben!" Er suchte seine Wohnung erst spät in der Nacht.

Der Portier des Hotels meldete ihm bei seinem Eintreten, Herr von Eschenburg erwarte ihn noch in einem der hinteren Salons. Unschlüssig folgte er diesem Begehren. Vielleicht hatte Eschenburg eine Nachricht für ihn, die mit dieser abendlichen Vision in Zusammenhang.

Getäuscht in seiner Erwartung, trat er in den von Fächerpalmen und hohen Dracänen dekorirten Raum, in dessen Mitte sich ein Theil der ihm schon bekannten Gäste theils stehend, theils sitzend um einen Tisch gruppirt. Nubische Diener in weißen Kostümen servirten Früchte und kühlende Getränke; der Champagner erhitzte ihre Gesichter und mehr noch that es vielleicht die Leidenschaft, denn — man spielte.

Langsam herantretend, stand Wolf einige Mi-

nuten lang am Tisch, ehe Eschenburg, der die Bank hielt, ihn bemerkte. Sein Blick schweifte über die Gesellschaft und nicht ohne einige Ueberraschung. Da saß nämlich ein halbes Dutzend derselben Herren, die er in Berlin um den Tisch des bekannten Hotelsouterrains gesehen, eifrig pointirend, gewinnend und verlierend, wie eben die Karten fielen.

Das Bild vor ihm hatte eine frappirende Aehnlichkeit mit den Abenden, an denen er oft ganz bedeutende Summen verloren, aber wie er unbemerkt jetzt dastand mit so nüchternen, abgespannten Sinnen, erschien es ihm doch anders als damals.

Diese Herren waren respektable Männer, bekannte Geschäftsleute, pensionirte Offiziere, Rittergutsbesitzer, die ihre Revenüen in der großen Welt verzehrten; sie waren ihm daheim vielfach begegnet, er hatte nie Zweifel in ihre Achtbarkeit gesetzt, und Eschenburg war es jedenfalls gewesen, der sie zu der Reise hierher überredet.

Dieser bemerkte ihn jetzt, als er, wahrscheinlich ihn suchend, nach einer Taille aufblickte, in welcher bedeutende Summen auf dem Spiel gestanden.

„Ah, Hangenstein! Wo steckten Sie?“ rief er heiter. „Sie spielen nicht?“

Wolf schüttelte ablehnend den Kopf.

„Es würde Sie zerstreuen! Morgen ziehen wir ja in unsere Einsiedelei.“

„Sie selbst veranlaßten mich ja, mit meinem Kreditbriefe erst nach den mohammedanischen Festtagen zum Bankhause zu gehen!“

„Keine Entschuldigung! Sie wissen, daß meine Kasse die Ihrige!“ Er warf ihm ein Päckchen mit Tausendfrankennoten hin.

Wolf blieb in seiner Abneigung und schob die Noten zurück. Er nahm den Stuhl, den ihm auf Eschenburgs Wink einer der Schwarzen brachte, und schaute, das Kinn in die Hand gestützt, dem Spiele zu. Eschenburg beobachtete ihn heimlich.

„Er fällt mir aus den Windeln!“ murmelte dieser unwillig vor sich hin und reichte die Karten einem seiner neben ihm sitzenden Freunde, um sie coupiren zu lassen.

Wolf saß wie regungslos da; seine Augen folgten unverwandt den Chancen des Spiels, und so saß er wohl eine halbe Stunde unter der Wirkung eines sich allmälig bereitenden geistigen Dämmerungsprozesses.

Wie einstmals, wenn er früh bei Tagesgrauen, auf dem Deck des Schiffes liegend, erwacht und in den über ihm sich wälzenden Nebelwust geblickt, wenn dann eine frische und kräftige Brise in die

graue Dunstmasse gefahren, sie mitten auseinander gerissen und das Auge des Lichts, die Sonne ihn beschien, so traf auch hier plötzlich ein Strahl seinen umwölkten Geist, aber nicht ihn erwärmend — ihn durchschauernd.

Heftig erhob er sich vom Tisch, bahnte sich den Weg durch die hinter ihm Stehenden und verließ den Salon.

An Ruhe war für ihn nicht mehr zu denken. Am offenen Fenster saß er den Rest der Nacht hindurch und starrte hinab auf den todesstillen Platz, bis mit dem ersten Schimmer, der von Osten das blaue Firmament wie mit schüchternem Bronze überzog, der Falke aus den Sykomoren sein unheimliches Pfeifen ertönen ließ und der Imam von den Minarets die Gläubigen zum ersten Gebete rief.

„Was geschehen, das ist geschehen!“ murmelte Wolf, sich erhebend. „Aber Gewißheit will ich haben, um ihm nicht Unrecht zu thun! War's nicht wie eine Warnung, daß jenes junge Weib mir heut Abend erschien, und den Arm vor das Gesicht streckend, verschwand, als er zu mir trat? . . . War's vielleicht nur eine warnende Vision, ein Vorbote meiner Erkenntniß? . . . Und wenn ich Recht hatte, diese Nacht . . .“ Er fuhr mit den Händen zur Stirn und preßte sie an dieselbe . . . „Hölle und Teufel,

war ich ein Kind, der ich so blind, so unschuldig mich von diesem Menschen umgarnen ließ, daß ich ihm Alles, Alles anvertraute . . . Aber ich will Klarheit, ich will ihn nicht verurtheilen! Licht will ich haben! Ich will heute mit ihm hinausziehen; ich fürchte ihn nicht, er soll nichts von meinem Mißtrauen wissen, aber Acht haben will ich."

„Und wie es, als er grübelnd wieder am Fenster stand, vor ihm Tag ward, so ging's auch in ihm auf, heller und klarer, wie eben das Licht der Erkenntniß die einzelnen Momente seines jüngsten Lebens beleuchtete. Aber es fehlte allgemach auch die Stimme in ihm nicht, die wieder für ihn sprach. Eschenburg hatte ihm zu Anfang seine Bedenken gegen eine so übereilte Vermählung nicht verschwiegen; er hatte, als er ihm in Florenz wieder begegnete, dieselbe als ein Geschehniß betrachtet, dem die beste Seite abzugewinnen sei, hatte seiner Gattin die höchste Achtung bewiesen und gegen sie zu sprechen erst gewagt, als er mit ihm Zeuge ihrer Schuld geworden. Eschenburg hatte bis zum letzten blutigen Moment an seiner Seite gestanden, und wenn er Lust am Spiel fand, war er nicht ein vermögender Mann, der es konnte, und durfte er ihm einen Vorwurf aus seinen Spielverlusten machen? War es Eschenburgs Verbrechen, wenn er, Wolf, gespielt und ver-

loren hatte? Eschenburg war eben glücklich im Spiel, und das war er nie gewesen.

Er wollte nicht voreilig verurtheilen, wo er selbst wohl der Schuldigste war.

Als er am Vormittage im Speisesaal am Frühstück saß, trat Eschenburg zu ihm.

„Sie waren schlechter Laune gestern Abend, lieber Freund,“ sagte er lächelnd, ihm die Hand auf die Schulter legend. „Uebrigens thaten Sie wohl, nicht zu spielen; einige der fremden Herren hatten eine ganz erstaunliche veine, namentlich der Russe that einige gewaltige Coups, die mich zwangen, schließlich die Bank abzugeben und mit seinem Glück zu gehen. Das rettete mich . . . Abdul Kerims Bote meldete mir soeben, daß er bei Tagesanbruch mit seinen Frauen und Kindern abgezogen, daß er seine Sklaven, männliche und weibliche, auch den Koch zurückgelassen, denn er hat das Alles auf seiner Besitzung bei Mansurah. Ist's Ihnen recht, so ziehen wir heute Mittag hinaus, um Alles in Ordnung zu stellen zum Empfang unserer Freunde. Ich habe nämlich die Herren für morgen Abend zu einer Soirée alla turca bei uns eingeladen, und werde heute Mittag beim Lunch auch die Uebrigen einladen. Da wir im Ramadan sind, wird unsere Soirée echt orientalisch mit dem Kanonenschuß bei Sonnenuntergang be-

ginnen. Ich habe dafür noch einige Arrangements zu treffen, ein arabisches Orchester und ein Chor von Almehs, von Tänzerinnen, und einige arabische Zauberer zu bestellen; dazu kommt Feuerwerk in den Gärten, Illumination; Sie werden selbst staunen, lieber Freund! Sollte aber zum Schluß noch ein kleines Tempelchen aufgelegt werden, so machen Sie kein so brummiges Gesicht wie gestern. Es sind mir mehrere Herren, namentlich der Russe, von gestern Revanche schuldig geblieben, und da nach dem großen Feste Alles wieder auseinander stiebt, muß man bei Zeiten für Genugthuung sorgen. Schließlich," setzte er betonend hinzu, „ich bin der Aeltere von uns und weiß, was ich thue; ich habe hier von früher her unbeschränkten Kredit bei dem arabischen Bankier, durch dessen Hände damals bedeutende Summen von mir gingen, und stehe auch Ihnen im Nothfall mit diesem zur Verfügung."

Wolf, wie er Eschenburg sich in heiterster Laune zum Frühstück setzen sah, machte sich Vorwürfe über sein Mißtrauen — und dennoch blieb es in ihm.

XLVIII.

Es war um Sonnenuntergang des nächsten Tages, als sich eine Gesellschaft von gegen hundert Personen, Europäer und vornehme Araber, in dem Landhause Abdul Kerims sammelten, denn Eschenburg hatte auch an seine Bekannten von früher seine Einladungen gesandt und mancher graubärtige Effendi hatte sich für ein Stündchen von seinen Ramadan-Familienfreuden getrennt, um dem Kawacha Eschenburg die Ehre zu erzeigen, mit welchem ihn alte Geschäftsbeziehungen — wenn auch wohl nach unseren Begriffen nicht die tadellosesten — verknüpften.

In heiterster Stimmung bewegte sich die aus allen Ländern zusammengewürfelte Gesellschaft in den Räumen des Landhauses umher. Die Neugierigen suchten namentlich das Haremlik, die „Wohnung der Glückseligkeit", um in diesem nichts zu finden als leere Wände und die auf drei Seiten umherlaufenden Divans, Andere staunten die arabischen Inschriften über den Thüren an, kletterten über die bronzirten Treppen und Galerieen auf das

flache Dach, wo ein Berberiner mit der Lunte in der Hand postirt war, um das Signal zu geben, wenn die Sonne am Horizont verschwand, noch Andere spazierten durch die mit einer wunderbaren Tropenvegetation bestandenen, von hohen Gummibäumen, Palmen, Pfefferbäumen und Sykomoren beschatteten Gärten, um dieselben zu bewundern; sie lagerten sich in den zierlichen Kiosks, um die Marmorfontänen und — überall war Eschenburg der galante Gastgeber.

Auch Wolf war in besserer Stimmung; er plauderte mit Denen, zu welchen er sich flüchtig hingezogen fühlte; nur die Bekannten aus Berlin, Eschenburgs intime Freunde, vermied er, so viel er konnte, und beobachtete sie sogar heimlich.

Ein Troß von Schwarzen in schneeweiß gewaschenen Baumwollenkleidern, einige Dutzend Sklavinnen in allen Nüancen, vom dunkelsten Schwarz bis zur hellen Olivenfarbe, alle mit vom Jaschmak verhülltem Gesicht, von dem nur die schwarzen Augen zu sehen, in bis auf die Füße herabfallenden, in allen Farben schillernden Mänteln, ein anderes Dutzend dienender junger Fellachinnen in ihren, den schlanken Gliederbau markirenden, bis auf die Fußknöchel reichenden blauen Hemden — alle eilten sie zur Bedienung der Gäste herbei in die große

Halle, als der Kanonenschuß das Zeichen zum Mahle gab und die Gäste sich lachend mit gekreuzten Knieen um den niederen Tisch reihten.

Die Weiber kamen mit großen silbernen Schüsseln und Krügen, Andere mit Tüchern, um den Gästen vor dem Mahl die Hände zu waschen, wobei mancher gute oder schlechte Scherz fiel; dann zogen die Schwarzen der Küche mit ihren Schüsseln herein und an die dreißig Gerichte wurden in echt orientalischer Systemlosigkeit und ohne Rücksicht auf die Verdaulichkeit servirt.

Eschenburg erntete enthusiastischen Dank für diese lukullische Bewirthung. Er ließ die kostbarsten Weine aus silbernen Gefäßen umherreichen, während ein orientalisches Orchester anfangs zum Schrecken, dann aber zur Belustigung Aller auf den sonderbarsten Instrumenten ein Chaos von Tönen erhob.

So brach die Dunkelheit herein. Die Gärten strahlten mit einem Schlage in einer Fluth von Lichtern, auf dem Vorplatz des Hauses erschallten plötzlich Schalmei und Darabuka und riefen die Gäste zusammen um die eben erschienenen braunen arabischen Tänzerinnen, deren dunkle Glutaugen verwundert über die sich um sie lagernde Gesellschaft schauten.

Der Tanz begann, drei Negerknaben bliesen

die Schalmei, paukten auf die Trommel und hantirten das Tambourin; die Almehs wanden sich in ihren plumpen, aber originellen Bewegungen bald einzeln, bald in Gruppen, bis endlich die schönste derselben, eine Aethiopierin mit großen, schmachtenden Augen und dem Wuchs einer braunen Juno, das Nahlé, den Bienentanz, begann, in welchem sie nach einer in der spärlichen Kleidung versteckten Biene suchte und ihre Gewandung in ihrer Angst schließlich ganz verlor.

Ungeheurer Applaus dankte ihr. Frische Weine wurden wieder kredenzt durch die dunklen Dirnen selbst, bis diese sich ermüdet vor die Schwelle lagerten und der Zauberer begann, ein schmutziger Araber in grauem, nur bis an die Kniee reichendem Hemd, dessen ganzer Apparat aus einem härenen Säckchen bestand. Drei Schlangenbezauberer folgten ihm, dann kam wieder der Almehtanz an die Reihe, bis sich das Ganze unter der Einwirkung der süßen Weine zu einer Orgie gestaltete.

Die Mitternacht kam. Die arabischen Sidis und Effendis hatten sich, wie der Gastgeber vorausgesehen, längst zu ihren Familien zurückgezogen, der Occident blieb unter sich.

Wolf hatte sich an Allem nur so weit betheiligt, als es seine Pflicht gebot. Er war ernst

und nachdenkend. Eins der bedienenden Fellachenmädchen, eine schlanke, geschmeidige Figur, dessen blaues Hemd über dem Antlitz so zusammengehalten war, daß nur die Augen hervorschauten, hatte sich wiederholt in seine Nähe zu drängen gesucht, und als er es aus Neugier selber suchte, war es verschwunden. Er fand es auch nicht, als er in der Nacht in der allmälig erlöschenden festlichen Beleuchtung des Gartens durch diesen schritt, in welchem die Weiber unter den Jasminbüschen ermüdet beieinander lagerten.

In das Haus zurückkehrend sah er, wie die Gesellschaft, erhitzt vom Wein, sich in der Vorhalle versammelt hatte. Die Divans waren zusammengerückt und ein großer Tisch daraus gemacht, die Karten fielen hier bereits auf demselben, während einzelne der jüngeren Männer noch den ermatteten Gawazzis den Hof machten. Eschenburg hatte wiederum die Bank, neben ihm saß wie gestern einer seiner intimen Freunde, ihm gegenüber ein anderer. Der reiche Russe pointirte mit enorm hohen Summen; er schien trunken.

Und jetzt kamen auch die schwarzen Diener wieder; sie trugen silberne Kannen mit Syrakuser- und Vesuvwein, silberne Becher kredenzten die schönsten der Sklavinnen, andere folgten ihnen mit Schüsseln

voll der saftigsten Früchte. Der Russe, der bereits seine ganze Baarschaft verloren, griff in die Schüssel und setzte eine der Früchte auf die Felder des Tempel.

„Zehntausend Rubel . . . Zwanzigtausend!“ lallte er, und glotzte auf Eschenburgs Hand, aus der die Karten fielen — gegen ihn. „Fünfzigtausend auf den Buben!“ rief er, eine andere Frucht ergreifend, und wieder entschied das Glück gegen ihn. „Hunderttausend auf Piquedame!“ schrie er und blickte dabei grinsend der Almeh in das schwarze Gesicht, die sich entsetzt von ihm abwandte . . . Und wieder verlor er!

Die Trunkenheit übermannte ihn; er lallte nach seinem Diener, seinem Wagen, und von einem Sklaven gestützt, schwankte er fort. Das Spiel ward dadurch nicht unterbrochen. Andere traten für den Russen in die Bresche, Andere, die gleich diesem schweren Verluste erlitten. Eschenburg und seine Freunde hielten in dieser Nacht eine ungeheure Ernte.

Wolf ward stummer Zuschauer; er trat oft so sonderbar erregt in nervöser Unruhe hinaus, um die Kühle des Abends zu athmen. Was da drinnen vorging, machte auf ihn den peinlichsten Eindruck. Sie waren auch seine Gäste, weil er mit Eschenburg unter einem Dach, aber wie diese da drinnen

in ihrer von Wein beeinflußten Verfassung abgeschlachtet wurden, das empörte ihn endlich.

Mehrmals war er auf dem Punkt, zu ihnen zu treten, die Hand auf das Spiel zu legen und diesem ein Ende zu machen; aber er fürchtete, Eschenburg zu beleidigen. Er hatte keinen Beweis dafür, daß hier mit gezeichneten Karten gespielt werde, obwohl ein Zweifel fast unmöglich war; er fürchtete auch den Eklat. Eschenburg aber war fortab in seinen Augen verurtheilt; dieser und seine Intimen waren noch die einzig Nüchternen; selbst er, Wolf, den der Weingenuß so leicht nicht überwand, fühlte eine Mattigkeit in seinen Gliedern, die er durch das frische Wasser der Fontänen zu verscheuchen suchte.

Sein Urtheil über Eschenburg stand seit diesem Abend fest: er war nicht der ehrliche Mann, für den er ihn gehalten; er kämpfte heute nicht mit ehrlichen Waffen gegen Diejenigen, von denen er Revanche verlangt hatte, und sicher nicht zum ersten Mal. Er wollte morgen einen Vorwand finden, um diese Gemeinschaft mit ihm aufzuheben.

Angeekelt durch die Scenen am Spieltisch, mit einem Abscheu gegen das von Habsucht verzerrte Antlitz Eschenburgs, wie er mit doch so fester Hand die Karten warf, zog er sich zurück und suchte un-

bemerkt das große, mit Goldbronze überladene Gemach im Selamlik, dessen breite Divans nach orientalischer Weise ihm und Eschenburg als gemeinschaftliche Schlafstätten dienten.

Es that ihm wohl, als er den mit weichen Smyrnateppichen belegten hohen, kuppelartig geformten, von einer Ampel beleuchteten Raum betrat. Die Nachtluft wehte vom Nil durch die glaslosen, mit Holzgittern versehenen Muscharabies und erfrischte seine Stirn, seine Lunge. Inmitten dieses Zimmers stehend, hob er seine Arme und senkte sie auf das Haupt herab.

„Ein Fälscher der Mann, mit dem ich so lange in der intimsten Freundschaft gestanden!" rief er ächzend. „Und ist er ein Fälscher gegen Andere, kann er gegen Dich ehrlich gewesen sein? Und weshalb sollt' er es?"

Ermattet streckte er sich angekleidet auf den Divan und schaute zu den vergoldeten arabischen Schriftzügen der Kuppel hinauf. Und wie er so dalag, überkam ihn ein neuer beunruhigender Gedanke. Er richtete sich auf und schaute umher.

„Weiß der Besitzer dieses Hauses, der offenbar ein reicher, vornehmer Mann, wem er sein Landhaus übergeben und zu was Eschenburg dasselbe mißbraucht? . . . Oder . . . hat der Portier des Hotels

vielleicht dennoch das Richtige getroffen, als er mir sagte, hier draußen am Nil habe ein reicher Sklavenhändler sein fürstliches Landhaus, aber es werde wohl nicht dasselbe sein! . . . Aber Dein eigener Vater war ja selbst ein . . . Und Du willst Diesen verabscheuen?“

Er barg das Gesicht in den Händen und streckte sich wieder zurück. Er sah den Vater in seiner Erinnerung, wie er damals, nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt, mit gelblich bleichem, vom Fieber gezeichnetem Antlitz, ganz wie er die Bettler hier an den Straßenecken die Hand nach ihm hatte ausstrecken sehen.

Vielleicht war auch Bernd von Hangenstein der Hausfreund dieses reichen Menschenhändlers gewesen, der natürlich Dutzende von Leibeigenen besaß und deren im Innern des Delta, wo der Markt sein sollte, vielleicht noch zu Hunderten zählte! Dieser alte Araber hatte, als er mit Eschenburg gekommen, um sein Landhaus zu sehen, ihn so überrascht angeblickt und in arabischer Sprache mit diesem Worte getauscht, die offenbar ihn betrafen! Hatte er den Sohn erkannt?

Ein Grauen beschlich ihn wieder. Sein Vater hatte keinen Segen davon gehabt; von Krankheit gebrochen, elend, allein, ohne selbst den Sohn an

sein Sterbebett zu rufen, zerfallen mit sich, ein Feind der Menschheit und seiner selbst, hatte er geendet, und er, sein Sohn, was ward sein Schicksal, wenn . . .

Aber was hatte er denn Böses gethan? Er war sich nichts bewußt, nur dessen, was man ihm gethan! Er hatte wohl Blut vergossen, aber das hatte er fordern müssen, er hätte es heute noch gefordert, wenn man ihn noch einmal betrog.

Das leise Zittern der Lichtstrahlen aus der vom Nachtwind leicht geschaukelten Ampel ermüdete seine Augen, er versank in einen Halbschlummer, in welchem sein bewegtes Gemüth wenigstens vorübergehend Ruhe fand.

„Morgen!" Mit dem vor sich hingeflüsterten Wort hatte er sich selbst beschwichtigt. Morgen sollte Alles anders werden.

XLIX.

Es war, als habe des wirklichen Schlummers Segnung Wolf ganz verlassen, denn er fand denselben auch in dieser Nacht nicht. Er erwachte auf seinem Divan, als das grelle Licht des Morgensterns schon durch das Holzgitter gerade auf sein Antlitz fiel. Und doch meinte er in dieser einen Stunde des Dämmerns einen Segen gefunden zu haben, denn als habe sein Wille hierüber bisher die Macht gehabt, zum ersten Male war ihm Lucy auch im Traum erschienen, deren Vorbote vielleicht das Antlitz Valeska's gewesen, das er gestern Abend zu sehen geglaubt.

Aber nicht wie früher — und auch darauf hatte das verzerrte Antlitz der Letzteren Einfluß — nicht so schön, so blühend wie ehedem hatte er sie gesehen; bleich, mit schmerzumrahmten, großen Augen hatte sie ihn angeschaut, in Trauerkleidern, wie Jemand, der viel gelitten, viel geweint hat. Aber wie ein Geist, wie ein Nebelbild war sie ihm wieder

entschwunden, versunken vor seinen Traumaugen, und dann war er erwacht.

Er starrte zur Kuppel hinauf; die Ampel brannte fort, leise schaukelnd und der Morgenwind zog kühler durch das Gemach. Die goldenen Koransprüche da oben verwirrten und verliefen sich durcheinander, er schloß die Augen wieder.

Und wie er jetzt, sich zusammensinnend was Alles in der wüsten Nacht geschehen, dalag, die Hände über dem Haupt gefaltet, war es ihm, als vernähme er halblaute, lange Athemzüge.

Es mochte einer der Schwarzen sein, die nach ihrer Gewohnheit vor der Schwelle ihrer Herren schliefen; er achtete nicht darauf und sann weiter. Im Hause war Alles still geworden.

Und jetzt fühlte er seine Wange von einer andern Zugluft angeweht; ihm war's, wie wenn Jemand an seinem Lager unhörbar vorüberschreite. Er lauschte. Die fremden Athemzüge dauerten fort; sie kamen aus einer andern Richtung, nicht von der Schwelle. Sein scharfes Ohr unterschied auch ein leises Schleifen auf dem Teppich, eine schleichende Bewegung.

Noch lauschte er. Dann, plötzlich von Besorgniß erfaßt, richtete er sich auf und schaute verwirrt zur andern Seite in die Ecke des Divans.

Dort stand ein Weib im dunkelblauen, langen Hemd der Fellachinnen wenige Schritte entfernt von der Stelle, wo er Eschenburgs erhitztes Antlitz gewahrte, der Rock und Weste von sich gelegt, ehe er den Schlummer gesucht, dessen Brust unter dem feuchten, zerknitterten Hemd so schwere Züge that.

Das Antlitz des Schlafenden widerte ihn an. Aber was suchte dies Weib hier? . . . Es mußte eine der Fellahdirnen sein, eine von Abdul Kerims Dienerinen, die so stumpfsinnig und schweigend am Eingang der Vorhalle gelegen, als er an ihnen vorübergeschritten. Aber was suchte sie im Selamlik? Wie ein Gespenst, unhörbar mußte sie hereingeschlichen sein . . . Was wollte sie?

Mit spähendem Blick schaute er auf sie, den Hals vorstreckend. Ihr Wesen ihr Benehmen war so sonderbar, denn eben beugte sie sich über den Schlafenden; sie fuhr zurück, starrte wieder auf ihn hin, und jetzt hob sich ihr linker Arm; sie riß mit einer jähen Bewegung das blaue Kopftuch vom Scheitel, während ihre Rechte herabhängend, die Hand in den Falten des Hemdes barg.

Und jetzt streckte sie auch die linke Hand nach dem Schlafenden aus, sie packte ihn bei der Schulter, rüttelte ihn jäh aus dem Schlummer, und wie er

die Augen aufriß und sie wie ein Traumbild anglotzte, fuhr auch ihre Rechte empor.

„Juliane Rebhorst steht vor Dir, Elender!" schrie sie ihm ins Antlitz. „Juliane, die Du in Schimpf und Schande gestoßen, deren Mutter Du mordetest, deren Vater durch Dich in Ketten schmachtet! Erkennst Du mich, — Juliane?"

Und ihre Rechte über ihn schwingend, ehe er so weit zu sich gekommen, um ihr zu wehren, senkte sie ein blitzendes Stilet in seinen Hals und wandte sich mit Abscheu vor dem ihr ins Antlitz spritzenden Blut.

„Das Blut des Drachen, des Satans!" knirschte sie, um einen Schritt zurückgehend und wieder mit dämonischer Genugthuung auf ihn blickend, wie sich seine Brust hob, ein Röcheln seinem Munde entfloh, auch seine Lippen sich blutig färbten.

„Er stirbt! Die Welt hat einen Teufel weniger!" höhnte sie. „Mein Werk ist geschehen! Der Weg war weit, aber . . ."

Sie fuhr zusammen; eine Hand hatte sich auf ihre Schulter gelegt. Wolfs hohe Gestalt erhob sich neben ihr. Er hatte ihre Stimme, ihr Profil erkannt, trotz der künstlich dunklen Färbung.

„Valeska!" rief er. „Sie hier! Sie eine Mörderin, und an . . . Diesem?" Ihre Worte hatten

ihm ihr Erschrecken vor Eschenburg an dem Abend erklärt, an welchem sie unter der Terrasse vor diesem geflohen.

Ein letztes Röcheln des Sterbenden durchdrang die unheimliche Stille. Sie antwortete nicht, blickte nur mit Zufriedenheit auf das Todeszucken ihres Feindes, bis dieser geendet.

„Ja, an Diesem!" rief sie jetzt, den Blick zu Boden gesenkt. „An diesem Scheusal, das ich aus hundert Wunden hätte langsam verbluten sehen mögen!" sprach sie dumpf. Und plötzlich innerlich auflodernd, mit unter der künstlichen Färbung glühendem Antlitz, den flackernden Augen des Wahnsinns und wildem Verzerren ihrer Gesichtsmuskeln, als sie die verglasten Globen zwischen den klaffenden Augenlidern des Todten und das Blut auf seiner Brust gerinnen sah, schrie sie auf: „Die Hölle hat ihn wieder; sie wird Mühe haben, einen Zweiten wie Den zu entsenden! Sie aber, armer Mann, der Sie nicht von Ihrer Gattin, sondern von Diesem da betrogen wurden um Ihr Glück und sicher auch um Hab und Gut, kehren Sie zu der Unschuldigen zurück, die Sie stets geliebt; mir aber vergeben Sie, wie sie vergeben wird, wenn ich an diesem Betrug mitwirken mußte; ich war diesem Satan verschrieben, mit gebundenen Händen ihm überliefert. Nur sein

Tod konnte mich von ihm erlösen, aber er durfte von keiner andern Hand sterben als von der meinigen! ... Dort unter seinem verfluchten Haupte barg er seinen Raub, als er sein Lager suchte und Sie schlummern sah! Das Gold versenkte er hinter dem Divan; es war viel, sehr viel, denn er versteht zu rauben, und die Banknoten liegen dort in der Brieftasche, die während er den Geist aufgab, vor den Divan gesunken! Ich sah ihn zufrieden grinsen, als ich ihm nachschlich. Nehmen Sie davon, was Ihnen gehört, denn er wird Sie genugsam bestohlen haben, und fliehen Sie dieses Haus, denn ich, die ich mich heute unter die Diener hier mischte, um ihn zu tödten, ich sah den Koch dieses Hauses, wie er in den Tamarindensaft, der Ihnen wohl am Morgen nach dieser Nacht als Erfrischung servirt werden sollte, ein Pulver mischte, das jedenfalls in der Hölle gemahlen ist!"

Ihre Stimme war während der letzten Worte gesunken. Noch einmal blickte sie starr auf den Todten, als wolle sie sich sättigen an diesem Schauspiel; dann innerlich erschaudernd riß sie das Kopftuch wieder über das Haupt, streckte tappend die Arme vor sich aus und verschwand vor Wolfs Augen, der verwirrt, fast betäubt durch ihre Rede,

beschämt über sich selbst, sie angehört und nicht den Muth hatte, ihr zu folgen.

Erst als sie fort und die tiefe Stille ihn umfing, als der Anblick des Todten ihn überzeugte, daß wahr, furchtbar wahr, was er vor sich sehe, was er gehört, eilte er ihr nach. Sie sollte ihm mehr, sollte ihm Alles sagen.

Ueber die an der Schwelle der offenen Vorhalle schlafenden Schwarzen hinwegschreitend, erreichte er den Garten, über den sich die erste dämmernde Morgenhelle legte.

Den breiten, zum Thor führenden Weg hinabschauend, sah er wohl einen dunklen Gegenstand sich fortbewegen, aber der verschwand vor seinen Augen in der geöffneten Pforte.

Er stürzte ihm nach, erreichte des Thor, schaute rechts und links das hohe Ufer des Nils entlang, aber nichts zeigte sich ihm auf der stillen, nur hie und da von einer Palme überragten Ebene.

Da vor ihm, nur einige hundert Schritte entfernt, wälzte unter dem schwarzen Uferrand der ewige Strom seine Wassermassen zum Meer hinab; ein breiter von nackten Füßen getretener Streifen bezeichnete den Pfad, auf welchem die Weiber mit ihren Krügen täglich zum Nil schritten.

Er eilte diesen hinab; aber Todesstille auch hier.

Durch den Nebelschleier sah er drüben am andern Ufer einen Schwarm von Flamingos, der die Nacht dort gerastet, sich eben zum Fluge erheben und wie eine rosige Wolke davonziehen; seitwärts zu seinen Füßen brodelte ein gewaltiger Strudel, der sich einen Kessel in das weiche Uferland gegraben — Stille, tiefe Morgenstille, nur in der Ferne kreischte aus dem Gipfel der Palme ein Falke.

Valeska hatte ihr Werk gethan, sie hatte Den gefunden, den sie rastlos gesucht, indem sie unbemerkt seinen Freunden gefolgt, die er zu sich beordert, und ebenso heimlich jeden seiner Schritte beobachtet; für ihre letzten Silberstücke hatte sie das blaue Hemd einer Fellachin und Henna zum Färben ihres Gesichtes in Bulack erhandelt und sich unter die Dienerinnen gemischt, die sie für eine fremde und stumme Sklavin der beiden in das Landhaus gezogenen Kawacha gehalten, und lebenssatt hatte sie ihr Ende in den Fluthen gefunden.

Lange noch stand Wolf am Ufer, in sich klärend und ergänzend, was ihm die Unglückliche gesagt. Erst als der Sonne Strahlen die von drüben herüberblickenden Pyramiden von Gizeh vergoldeten, riß er sich los von der Stätte, die nicht zurückgab, was sie verschlungen, und mit Grauen im Herzen betrat er den Garten wieder.

Alles war noch still hier. Die Schwarzen lagen umher auf den Stufen der Vorhalle und schliefen, in der Halle selbst zeugte Alles noch von dem nächtlichen Bacchanal. Er schaute hin auf die umgestürzten Gefäße und Becher, auf die zertretenen Teppiche, die am Boden liegenden goldgestickten Kissen.

In welchem Zustande mochten Die in ihre Wohnung zurückgekehrt sein, die gestern des Ermordeten ausgeplünderte Gäste gewesen! ... Scham und Entrüstung bewältigten ihn; er schloß die Augen, wandte sich ab und trat in das Haus.

Er wollte Wahrheit, Ueberzeugung haben und schritt durch die vom Tageslicht bereits erhellten Räume, aber mit steigender Gewalt überfiel ihn das Grauen wieder, als er auf der Schwelle des großen Raumes stand, in den von Osten die Sonne durch die Gitter ihren hellen Schimmer warf.

Da lag er, den Stahl noch im Halse, das Hemd von Blut überströmt! Die weit geöffneten glasigen Augen starrten zur Kuppel empor, die verzerrten Gesichtsmuskeln zeigten, daß er nicht nur mit dem Tode, auch noch mit einem letzten Schreckensbewußtsein gerungen.

„Belogen und betrogen!“ Die Worte der Mörderin hallten ihm wider im Ohr. Und von

Diesem, dem er geglaubt, getraut, während er Die geflohen, Die mit Mißtrauen von sich gehalten, die es vielleicht aufrichtig mit ihm gemeint!

Und . . . Lucy!

„Die mich stets geliebt!“ stöhnte er, das Antlitz mit den Händen verhüllend. „So sagte sie, die mich mit ihm belügen mußte und ihre Schuld mit dem Tode gesühnt! . . . Aber konnte denn Lüge sein, was ich mit eigenen Augen gesehen? . . . Wahrheit! Ich will Wahrheit haben!“

Er richtete sich entschlossen auf, blickte hinüber zu dem Todten und mit festem Fuß schritt er an den Divan, ergriff das am Boden liegende dicke Portefeuille, wandte sich ab und öffnete es.

„Geld . . . Geld . . . Und immer Geld!“ Er fand Banknoten, zumeist englische in bedeutenden Werthen, Anweisungen auf Londoner Geldinstitute, namentlich eine von demselben Bankhause, auf das sein Kreditbrief lautete, in gleicher Höhe desselben.

Eine Ahnung beschlich ihn Er suchte in seiner Brieftasche nach seinem Kreditbrief . . . er war verschwunden, nirgends zu finden . . . Er, Eschenburg, hatte ihm gerathen, die mohammedanischen Festtage erst abzuwarten; das Papier mußte ihm entwendet sein in betrügerischer Absicht und der es entwendet, war Eschenburg!

„Mag er mich bestohlen, betrogen haben, ich selbst weiß ja nicht einmal, was er daheim mit meiner Vollmacht, in meinem Namen gethan, aber hätte er mich selbst zum Bettler gemacht, ich nähme dies Sündengeld da nicht an mich! Mögen es die armen Schwarzen haben, deren Henker und Schinder er einst gewesen! Mögen sie sich damit ihre Freiheit erkaufen und heimkehren zu den Ihrigen; vielleicht kaufe ich mich damit von dem Fluche los, der auch auf mir ruht!"

Er streute die hohen Banknoten auf dem Boden umher und warf das Portefeuille mit Abscheu von sich.

„Gott selbst gab mir gestern den Gedanken, mein Gepäck noch im Hotel zurückzulassen! Ich will zur Stadt, will der Behörde Anzeige machen, dann zum Bankier, um mich zu überzeugen, ob er von diesem Kreditbrief Gebrauch gemacht, wie ich fürchten muß, und dann . . . fort . . . fort! Der Boden glüht mir unter den Sohlen!"

Heller klarer Tag war's, als er an den eben erwachenden Schwarzen vorüberschritt, die sich, als die Gäste fort, in den Resten des Weines berauscht hatten und sich noch den Schlaf aus den Augen rieben.

Ihn überlief ein neues Grauen, als er draußen vor dem Garten auf den Nil hinabschaute, und mit

halbgeschlossenen Augen suchte er durch den Sand den Rückweg zur Stadt.

Im Hotel schien noch keiner der gestrigen Gäste erwacht zu sein. Er meldete hier, was draußen geschehen.

„O Herr Baron," rief der Portier, „so hatte ich doch recht; es wird also doch dasselbe arabische Landhaus sein, das ich meinte; ich konnte aber selbst nicht daran glauben, weil der Herr von Eschenburg hier genugsam mit Allem bekannt ist. Es ist ein verrufenes Haus, in dem schon viel Schlimmes geschehen; es soll einem großen Sklavenhändler aus Dongola gehören, der es an reiche Wüstlinge vermiethet und wenn der Nil, der daran überfließt, sprechen könnte, er würde viel erzählen."

Wolf fuhr zu dem griechischen Bankhause, um sich dort vorzustellen. Und hier sollte ihm schwarz auf weiß die Bestätigung werden. Die ganze Summe seines Kredits war bis auf ein Reisegeld erhoben, das der Betrüger, wenn er vermuthlich heute schon das Weite gesucht haben würde, seinem sorgenlosen Freunde zu hinterlassen die Rücksicht gehabt.

L.

In dem Patio, dem mit Blumen geschmückten Binnenhofe des von Don Armero hinterlassenen, in maurischem Stil erbauten Hauses an der Alameda von Malaga saßen um Sonnenuntergang zwei junge Frauen in Trauergewändern.

Sie waren alle Beide bleich, aber die eine wohl nur aus Herzenstrauer; die Wangen der andern deckten hektische Röschen, ihre Augen und Schläfen waren eingesunken, ihre Hände, wie sie so müde die leichte Frauenarbeit hielten, sanken zeitweise erschlafft in den Schooß; ein Hündchen spielte mit dem Knäuel zu ihren Füßen.

„Pablo wird hoffentlich mit dem nächsten Schiffe schon kommen, da es ihm gelungen, seine Versetzung in das Ministerium zu erreichen, und dann will ich mit ihm nach Madrid!“ Ernesta ließ die Hände wieder ruhen, schaute schwermüthig auf den mit kleinen Teppichen belegten Mosaikboden und schloß dann die Augen.

Lucy's Blick ruhte mit inniger Theilnahme auf ihr. So hoffnungsreich hatte die arme Schwester das heimische Ufer wieder betreten, als sie, die verschmähte und verlassene Gattin, sie hieher begleitet, um den Oheim schon im Sterben zu finden; aber was einmal in dem schwachen Körper gebrochen, heilte auch die milde Luft nicht mehr und sie selbst meinte, es sei wohl Zeit, daß Pablo komme.

„Du wirst mich nicht verlassen, Ernesta!" bat Lucy. „Das wetterwendische Klima von Madrid würde Dir schädlich sein. Auch Pablo, so lieb er Dich hat, wird das nicht wünschen. Valerio warnte Dich schon in seinen Briefen von dort, ehe er wieder nach Texas zurückging. Und meinst Du, ich bliebe hier allein im Hause, ich trennte mich von Dir, die Du der Pflege so sehr bedarfst?"

Ernesta nickte vor sich hin, dann haftete ihr Blick auf der über die Arbeit gebeugten Schwester mit einem Ausdruck, als wolle sie ihr die letzten Worte zurückgeben.

„Sie ist reich, sie ist schön, sie ist jung und so unglücklich!" dachte sie. „Warum sie nur den armen Valerio so weit von sich verbannt! Eines einzigen Wortes von ihr nur bedürfte es, und ihre in so unseliger Uebereilung beschlossene Ehe wäre für null und nichtig erklärt; aber sie will ja nicht!"

„Lassen wir das Alles, bis Pablo hier ist!“ fuhr Lucy nach einer Pause fort. „Du wirst dann mehr Zerstreuung haben, als Du in dem Hause Deiner armen, gemüthskranken Schwester findest, und ohne die kannst Du ja nicht leben.“

Der Hammer am Thor dröhnte auf die Platte. Eine Dienerin, die zwischen den Säulen des Patio saß, erhob sich und blickte fragend auf die Herrin.

„Oeffne!“ befahl Lucy. „Ich erwarte heute zwar Niemanden.“

„Und ich möchte gerade heute nicht belästigt sein! Ich gehe dem Besuch aus dem Wege!“ Ernesta erhob sich und schritt durch den Patio in den hinter diesem liegenden Garten, um dort ihr Lieblingsplätzchen unter den Granaten zu suchen.

Gleichgültig beugte sich Lucy wieder über ihre Arbeit. Seit bald vier Monden war sie nach einer so trostlos und für sie beschämend geendeten Episode wieder in ihrer Heimat. Don Armero hatte sie versöhnt die Augen zugedrückt; sie hatte sein reiches Erbe angetreten, nachdem er ihr auf seinem Sterbebette geschworen, daß Alles, was er noch besitze, in redlicher Weise erworben; sie bewohnte das schöne, mit einem maurischen Mirador versehene Haus, an das sich so viel trübe Erinnerungen für sie knüpften, und ihre Gesellschafterinnen waren recht traurige.

Ernesta empfand wohl allmälig selbst, wie schlimm es mit ihr stehe, wenn ihr die Aerzte auch nicht die Wahrheit sagten. War sie also heiter, so that dies der Schwester wehe, weil sie wußte, daß der Tod schon hinter der Scherzenden stehe; war sie traurig, so fand sie keine aufrichtigen Trostesgründe und empfand doppelt für die Arme.

Um die andere Gesellschafterin war eine noch trübere — die Erinnerung! Sie hatte Wolf vergeben wegen seiner Leichtgläubigkeit, denn ihr gutes Herz vermochte nicht zu zürnen. Was jenes Weib, dem ja auch sie vertraut, ihr gesagt, hatte sie überzeugt, daß sie Beide die Beute eines gewissenlosen, aber gewandten Betrügers gewesen, und was ihr in dieser Richtung noch unverständlich, das war ihr nach Wolfs Flucht klar geworden.

Sie hatte auf ihn gewartet, wochenlang, bei ihrer kranken Schwester, hatte die Ueberzeugung gehabt, daß er einsehen müsse, es sei unmöglich, was sie ihm gethan haben solle; sie hatte endlich wenigstens auf ein Zeichen von ihm gerechnet, auf die Möglichkeit, ihm brieflich ihre Unschuld betheuern zu können, aber keine Nachricht kam von ihm, und auch ihr Forschen nach jenem Weibe, das ihr Alles erklärt und doch so viel verschwiegen, war nutzlos geblieben.

So war sie endlich trauernd der Schwester gefolgt und blieb in ihrer Heimat die Einsame, die nicht verspottet werden wollte um ihres Schiffbruchs willen, dem jener an der Punta de Europa ein böses Vorzeichen gewesen war, auch nicht belästigt sein wollte von Denen, die um ihrer reichen Erbschaft willen ihr Theilnahme bringen wollten.

Nur der Gedanke, daß sie allein, ganz allein, wenn Ernesta den letzten ihrer müden Athemzüge gethan, bekümmerte sie oft tief. Sie hatte Niemanden, an den sie sich hätte anschließen mögen, und Der, den sie so innig lieben gelernt trotz all' seiner Schwächen, der hatte sie des Treubruchs beschuldigt, sie, die vor ihrem Herzen, ihrem Gewissen sich keiner Sünde fähig wußte!"

„Es geht zu Ende mit ihr; wenn Pablo nur käme!" seufzte sie auch jetzt, als sie allein und die Magd gegangen war, um die Thür zu öffnen. Ueberrascht aber schaute sie dieser entgegen, als dieselbe mit erschrockenem Gesicht meldete, es sei ein großer, fremder Mann da, der sie in schlechtem Spanisch nach ihrer Herrin gefragt und dann ohne Weiteres schon ins Haus getreten sei.

Lucy's Herz pochte laut; sie erhob sich bestürzt und schaute mit einem unterdrückten Schrei auf eine

hohe Männergestalt mit blondem Vollbart, die bereits am Eingang des Patio stand.

Die Magd zog sich furchtsam zurück. Lucy sank mit versagenden Knieen wieder auf den Sessel; sie wandte sich ab, wollte sich wieder aufrichten, aber sie blieb, denn schon stand Wolf vor ihr.

„Lucy,“ begann er mit weicher, bittender Stimme, „ich kehre hierher zurück, wo ich einst mein Glück fand, das ich nicht zu schätzen verstanden! Ich komme, mir Deine Verzeihung zu holen! Spät, aber so Gott will, noch zur rechten Zeit habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich — was auch meine eigenen Augen gesehen — Dir Unrecht gethan haben muß! Du sollst mir erklären, erzählen! Ich hätte das damals schon von Dir fordern müssen, aber ich war toll; jener Elende, der mich, ich fürchte, um mehr betrogen, als ich bis jetzt ahne, der mich auch um den Glauben an Dich betrogen, hatte einen Einfluß auf mich gewonnen, den ich mir nie werde verzeihen können.“

Lucy hatte ihn mit gesenktem Blick angehört, ihre Hände hatten sich zitternd im Schooß verschlungen; sie war keines Wortes fähig; aber ihre Augen schwammen in Thränen. Er sah es nicht; die seinigen schauten auf den Glanz des schönen Haares, das einst seine Freude gewesen.

„Lucy,“ fuhr er dringender und mit bebender Stimme fort, „ich bekenne es ja: ich habe Dein Herz, Deine Liebe nie zu würdigen verstanden! Fern soll es von mir sein, Dir den Vorwurf zu machen, daß Du auch mich nicht verstanden, aber wenn Du mir verzeihen kannst, wollen wir uns hinfort verstehen lernen; daß ich es will, ich schwöre es Dir! . . . Kannst Du mir wieder sein, was Du gewesen?“

Er kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hände in die seinigen.

Lucy schwieg noch immer; sie war regungslos.

„Sieh',“ sprach er weiter, „mein Wunsch war es immer, den Menschen nicht allzu nahe zu sein; ob es recht war, ich weiß es nicht; ich mußte nur die bittere Erfahrung machen, daß mich selbst der Eine betrog, dem ich mich anschloß. Besser wäre es vielleicht gewesen, mit Allen zu gehen und Niemanden zu vertrauen, aber das lag einmal so in mir; ich glaubte wenigstens Einen haben zu müssen, der mir rieth, und der mußte gerade ein Schurke sein! . . . Lucy, es soll anders und besser werden, wenn Du mir nicht mehr zürnen willst!“ Er führte ihre Hände an seine Lippen und küßte ihre Thränen von denselben. „Ich fürchte zwar, ich bin sehr arm geworden, ich will ja erst heimwärts und nach dem sehen, um was ich mich nie gekümmert habe; aber

ich werde mich dennoch reich dünken; wir wollen uns auf unser Schloß zurückziehen, das ich für Dich herrichten ließ, so war es ja schon damals meine Absicht."

Lucy schüttelte den Kopf. Sie schaute jetzt endlich zu ihm auf und blickte ihm tief und fragend in die Augen.

„Du hast mir himmelschreiendes Weh zugefügt," sagte sie schon mit der Stimme der Vergebung. „Du hättest Vertrauen in mich haben müssen, denn ich kann nicht lügen, ich sagte es Dir! Du hast vertraut, wo Du nicht solltest; wie soll ich einem so Leichtgläubigen noch Vertrauen schenken!"

„Lucy, ich schwör' es Dir: ich will hinfort nur mit Deinen Augen sehen, und Dein Herz soll meine Stimme sein! Vergieb, so wird ja Alles wieder gut werden!"

Er legte, wie sie da saß, seine Arme um ihren Leib und sie ließ es geschehen, aber ihr Antlitz behielt den strengen Ernst.

„Es ist traurig, wenn zwei Gatten an sich so früh schon solche Erfahrungen machen müssen!" sagte sie mit strafendem Blick. „Du siehst ich bin ruhig hier, wenn auch nicht glücklich, denn das werde ich niemals mehr sein; aber ich bin hier wenigstens vor Stürmen bewahrt. Die arme Ernesta geht

langsam ihrem Ende entgegen und wird mich also auch verlassen, aber ich will deshalb mit der Vorsehung nicht hadern. Laß mich darum allein, Wolf! Du bist gut, ich weiß es, und das zog mich zu Dir, aber Du bist schroff, Du kannst so herzlos sein! Ich sah es oft und mein Herz blutete mir, wenn ich es sah, daß ich Dir eine Last erschien, und das kann, das darf und will ich nicht wieder sein!"

„Nein, nein, Du sollst es nicht, Lucy!" flehte er, ihre Hände pressend. „Ich wußte ja nicht, was ich wollte! Erst als ich Dich vermißte, sah ich ein, was Du mir gewesen! Ich kann nicht mehr ohne Dich sein und hier will ich vor Dir liegen, bis Du mir vergeben hast! Ich begehre ja heute nichts, als daß Du mir sagen sollst, ob Du mir verzeihen, ob Du mich noch lieben kannst, wenn ich Dir schwöre, ein Anderer zu werden?"

Ein trübes Lächeln verklärte Lucy's bleiche Züge, wie er das mit so heiligem Eifer sprach.

„Wenn ich einmal liebe, Wolf, sagte sie weich, „dann liebe ich für mein ganzes Leben! Und ein Anderer sollst Du nicht sein, ich würde Dich sonst nicht geliebt haben; Du sollst nur wieder sein, der Du warst, als wir damals dieses Ufer verließen. Kannst Du das versprechen?"

„Mit tausend Schwüren, Lucy!“ Er preßte sie an sich und bedeckte ihre Lippen mit Küssen.

„Nein, so war der Wolf damals nicht,“ wehrte sie ihm lächelnd, ein großer, ernster, ritterlicher Mann, zu dem ich mit dem ganzen Kindesvertrauen meines Herzens aufschaute, auf den ich mein ganzes Lebensglück baute . . . So sollst Du wieder sein, und ich will sehen, ob Du es kannst, ehe ich verspreche!“

Ernesta erschien unter den Säulen des Patio. Mit Staunen schaute sie auf die seltsame Gruppe. Lucy machte sich von ihm los, erhob sich und schritt ihr mit ihm entgegen. Er küßte artig ihre Hand, die sie ihm mit Befremden überließ, aber ernst und erstaunt blickte sie ihn an ohne einen Gruß.

„Suchen Sie Glückliche, Herr von Hangenstein?“ fragte sie endlich. „Wir sind es nicht!“ Sie hatte ihm nicht verziehen, was der arme Valerio durch ihn gelitten, und hegte noch immer die stille Hoffnung, daß Luz diesen endlich zu sich rufen werde, obgleich die Schwester ihr oft wiederholt, daß sie ihm nie verzeihen wolle.

„Ernesta,“ nahm Lucy für ihn das Wort, „wir haben nie mehr Hoffnung, es zu werden, als wenn der Irrthum überwunden. Wolf hat soeben den seinigen abgeschworen! Wir sind versöhnt; auch Pablo

wird ihm nicht mehr zürnen, wenn er kommt, und Valerio — Du selbst warst Zeuge, daß er mich bei seinem Abschied um Verzeihung bat für seine Unvernunft, die mir eine Quelle unsäglichen Kummers geworden!"

* * *

Der Abend sank herab und sie schwärmten Beide in der dunklen, schattigen Alameda, zum Hafen hinab, wo einst Wolfs Jolle sie, die Flüchtigen, aufgenommen.

„Dort an jener Stelle war's!" rief Wolf, Lucy's Arm pressend. „Erinnerst Du Dich des armen, treuen Fox, der uns gegen die Guardia vertheidigte, den wir in unserm Glücksbewußtsein schon in Marseille von unserer Seite verloren?"

„Und die böse Nacht, die dann folgte! Wolf, ich habe oft daran gedacht, daß sie ein böses, von uns nicht verstandenes Vorzeichen gewesen! . . . Und dennoch liebe ich diese meine Heimat wieder, die ich damals floh. Sie sind Alle nicht mehr, die mich damals zur Flucht trieben, selbst Don Esteban, Du erinnerst Dich seiner, soll drüben in einem der Presidios in schwerer Festungsarbeit sein Vergehen büßen. Nicht wahr, wir verweilen noch hier, wo

es so schön ist; ich werde mich nicht von der armen Ernesta trennen können bis . . . sie sich von mir trennt," setzte sie seufzend hinzu.

„Und was machen wir mit unserm Schloß, das hoffentlich so schön und wohnlich hergerichtet sein wird, daß wir die Sommermonde dort verleben können?"

„Unser . . . Schloß?" Lucy schaute trübe zu ihm auf. „Du weißt nicht . . . Du erinnerst Dich nicht?"

„Wovon sprichst Du?"

„Es war ein recht trauriger Tag!" Lucy's Stimme klang so wehmüthig. „Ich nahm mir vor, Dich zu suchen; Du warst schon wochenlang von mir und gabst mir kein Zeichen. Ernesta befand sich besser . . . Ich glaubte Dich im Schloß, auf dem Gut am Nordseestrande zu finden; Du hattest mir oft gesagt, wir wollten den Sommer dort verleben . . . Ich reiste also in aller Stille dahin. In dem kleinen Küstenstädtchen nahm ich einen Wagen; der Kutscher sollte mich nach Schloß Hangenstein fahren; dort wollte ich Dich überraschen. Aber zu meinem Erschrecken hielt er vor einem öden, großen Steinklumpen in einer Wüstenei. Das sei Schloß Hangenstein, sagte er."

„Weiter!" In Wolf stieg eine böse Ahnung auf.

„Ich fragte einen häßlichen, verkrüppelten Zwerg, der am Fuße des Schlosses saß und Binsenkörbe flocht, nach Dir. Er glotzte mich grinsend an. Das Schloß gehöre längst nicht mehr dem Baron von Hangenstein, sagte er. Der habe es an seinen Freund John van der Recken verkauft, der all' die Ländereien umher von den Bauern erworben, dann wohl den Versuch gemacht habe, es wieder herzustellen, aber plötzlich andern Sinnes geworden sei, Alles an einen Güteragenten in Hamburg wieder verkauft habe und eines Tages davongezogen sei, man wisse nicht, wohin."

Wolf holte tief Athem.

„Auch John! Auch der Gaunerstreich noch!" rief er seufzend. „So bin ich ein armer Mann, Lucy!"

„Du bist es, so errieth ich schon aus den entsetzlichen Enthüllungen, die mir diese ... Frau von Kerstowan machte! Sag' mir, ist Dir bekannt, was aus der Unglücklichen geworden?"

„Sie stürzte sich in den Nil, ehe ich sie hindern konnte und nachdem sie vor meinen Augen diesen Hochstapler, den Eschenburg ermordet, in dessen Falle ich so blind gegangen war. Sie bekannte sich als eine Agentin, die sich an ihm dafür gerächt, daß er sie gezwungen, ihm in seinen Betrügereien zu

dienen. Sie war nicht schlecht, aber sie schien in seinen Händen zu sein, zu müssen, wie er wollte, und hatte wohl eine furchtbare Rechnung mit ihm zu schließen."

„Laß uns nicht mehr an sie denken!" bat Lucy, seinen Arm pressend und ihm zärtlich in das bekümmerte Antlitz blickend. „Du bist jetzt mein armer Wolf und mich nennen sie hier seit des Oheims Tode die reiche Luz; vielleicht giebt das so eine bessere Gewähr für unsere Zukunft. Du siehst, Gott gab uns Alles zurück, was wir verloren, uns selbst und unsere Habe, laß sie uns nicht noch einmal verscherzen!"

* * *

Zwei Jahre waren verflossen, als Wolf von Hangenstein in seiner Villa am Bodensee, mit einem prächtigen Knäbchen im Garten spielend, einen Brief mit dem Poststempel Minnesota erhielt.

Die Handschrift kannte er, aber erst als er geöffnet, sah er mit Staunen und Unwillen, wem sie gehörte. John van der Recken, so stand mit großen, dreisten Buchstaben die Unterschrift da.

Ihm erschien der Brief wie eine Frechheit; aber er las ihn und gleich die ersten Zeilen bestätigten ihm, daß der Schreiber dasselbe Gefühl hatte.

„Du wirst erstaunen, Wolf," schrieb John, „daß ich es noch wage, an Dich zu schreiben, und ich gestehe hier gleich anfangs ein: ja, Du hast Recht, wenn Du mich in Deiner Erinnerung bei den schlimmsten Namen nennst, denn ich habe wie ein recht schlechter Kerl gegen Dich gehandelt. Aber lies, was ich hier schreibe, und soweit ich Dich kenne, wirst Du versöhnlicher gegen mich werden, zumal, wenn ich vorausschicke, daß ich gestern für Dich bei einem hiesigen Bankhause eine Summe von zweimalhunderttausend Dollars einzahlte, das Dir dafür Wechsel auf ein deutsches Haus senden wird. Es ist die Summe ungefähr, um die ich Dich betrog, oder vielmehr die, welche ich für meine Handlungsweise erhielt.

„Ich bin nämlich wieder ein ehrlicher Mensch geworden, was ich nicht mehr war, als uns unsere Wege in Gibraltar wieder zusammenführten, und seit ich Dir dies Geld zurückerstattet, glaube ich ein Recht zu haben, es auch in meinen eigenen Augen wieder zu sein, denn Andere halten mich hier dafür.

„Wie ich dazu komme, wirst Du fragen! Das ging folgendermaßen zu: Auf dem Dampfer, der mich eigentlich gegen meine Neigung nach Amerika zurückführte, lernte ich einen biedern

alten Deutschamerikaner kennen, der mit seiner Tochter Verwandte in Deutschland besucht und wieder auf seine Farm zurückging.

„Diese Tochter war ein hübsches und recht heiteres Mädchen; wir wurden bald näher bekannt und wir setzten Arm in Arm den Fuß auf amerikanischen Boden. Ich hatte den Alten überzeugt, daß ich — brumme nicht! — ein vermögender Mann sei, der in Amerika sich anzukaufen beabsichtige, und ich gestehe Dir, ich selbst, wie ich mich in das Herz des Mädchens hineinzuplaudern suchte, hegte nicht den geringsten Zweifel, daß ich auch ein achtbarer, unbescholtener Mann sei. So leicht wird es Einem, ein solcher zu sein, wenn man Geld hat!

„Ich ward es wenigstens, lieber Wolf! Ich heirathete meine Nelly, bezog meines reichen Schwiegervaters große Farm, und da ich kein Geld brauchte, gab ich das auf Zinsen, was ich Dir durch einen recht schlechten Streich entzogen. Ich suchte inzwischen lange nach Deiner Adresse, denn ich stellte mir vor, Du könnest das Geld vielleicht sehr nothwendig brauchen, und jetzt endlich, nachdem ich erfahren, wo Du zu finden, entlaste ich mich von dieser Schuld, die mich

jedesmal drückt, wenn ich mir sage: wie gut, daß du wieder ein rechtschaffener Mann geworden! — Höre nun aber auch, wie ich dazu kam, an Dir, meinem Jugendfreund, zum Schelm zu werden!"

John erzählte jetzt in kurzen Umrissen von seinem Begegnen mit ihm und Eschenburg bis zu seinem Verschwinden; er schonte sich selbst nicht, suchte keine Entschuldigung für sich und schloß mit den Worten:

„Was aus diesem Erzhalunken, dem Eschenburg, geworden, erfuhr ich erst vor Kurzem von einem Deutschen, mit dem der Zufall mich auf einem Mississippidampfer zusammenführte. Ich hatte diesen Mann mehrmals in Eschenburgs Gesellschaft gesehen und vermuthete, er sei ein falscher Spieler, dem der Boden seiner Heimat zu heiß geworden. Er erzählte mir, er habe mit Dir eine recht lustige Nacht in Kairo verlebt, die aber schrecklich geendet, denn Eschenburg sei in jener Nacht durch die Hand eines Weibes ermordet worden.

„Ich kenne diese Unglückliche, lieber Wolf. Der Vorsatz ihn zu tödten, war in ihr zur fixen Idee geworden; sie mußte diese ausführen, und schließlich ist ihm recht geschehen." — —

Lucy, die den Knaben aufgefangen, den Wolf während des Lesens sich selbst überlassen, kam und legte dem Gatten den Arm auf die Schulter.

„Welch ein langer Brief!“ lächelte sie. „Und er hat Dich so ernst und düster gestimmt!“

„Ja, es steht eine lange und recht traurige Geschichte darin, unsere eigene, und erzählt von Einem, der sie besser kennt als wir selbst. Du sollst sie lesen, wenn Du in der Stimmung bist.“

Er herzte Weib und Kind und das glättete ihm die Falten auf der Stirn, die trübe Erinnerung ihm gezogen.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Die Hochstapler

Bd.: 3. Band

1887